

RHYTHMIK UND METRIK IN SEBASTIAN BRANTS NARRENSCHIFF

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR
ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE
EINER
HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER KAISER-WILHELMS-UNIVERSITÄT STRASSBURG

VORGELEGT VON

PAUL CLAUS
AUS MÜLHAUSEN (ELS.).

STRASSBURG.
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER.
1911.



Von der Fakultät genehmigt am 10. Dezember 1910.

Mit Genehmigung der Fakultät kommt hier nur das erste Kapitel der eingereichten Arbeit zum Abdruck. Die ganze Arbeit wird unter dem gleichen Titel als Heft CXII der „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker“ erscheinen.

Druck von M. DuMont Schauberg, Straßburg.





MEINEN LIEBEN ELTERN

IN DANKBARER VEREHRUNG.

INHALTSVERZEICHNIS.

In vorliegender Arbeit ist der von Friedrich Zarncke veröffentlichte authentische Text des Narrenschiffs benutzt. Das von Zarncke nach den Originaldrucken von 1494 (Basel, A), 1495 (Basel, B) und 1499 (Basel, C) herausgegebene Werk ist betitelt:

„Sebastian Brants Narrenschiff", herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig 1854.

Kapitel I.

VERLETZUNG DES WORT- UND SATZ-AKZENTS DURCH DEN VERSAKZENT.

Für die Beurteilung metrischer Betonungsverhältnisse kann als Maßstab nicht nur die natürliche Betonung angelegt werden. Die gebundene Rede hält oft Akzentdrückungen für erwünscht oder notwendig, die in Prosa unzulässig wären. Sie hat eben außer mit grammatischen und logischen noch mit rhythmischen und euphonischem Gesetzen zu rechnen. Beide Arten geraten leicht in Konflikt und zwar um so häufiger, je einzwängender der Rhythmus ist. Der Dichter freier Rhythmen wird Betonungshärten unschwer vermeiden, während dies bei trochäischem oder jambischem Tonfall schwer, oft unmöglich gemacht wird. Gewisse Worte lassen sich nicht in ein alternierendes Versschema zwängen, ohne daß von der natürlichen Betonung abgewichen wird. Der häufig zitierte Vers aus Goethes Faust II, 1:

„Unsínnig war's, leichtsínnig zu versprechen".

ist grammatisch nicht einwandfrei, bietet aber euphonisch die beste Lösung der rhythmischen Schwierigkeit.

Der Hexameter aus Schillers „Spaziergang":

„Freíheit ruft die Vernunft, Freiheít die wilde Begierde".

macht aus euphonischen Gründen die Akzentdrückung auf dem zweiten „Freiheit" erwünscht. Dadurch, daß dieses infolge des Betonungswechsels besonders stark hervortritt, wirkt es wie ein Aufschrei.

Es wäre mehr als pedantisch, wollte man aus grammatischen Bedenken solche euphonischen Kunstmittel missen.

Sebastian Brant hat wie alle Dichter des 16. Jahrhunderts Akzentdrückungen sehr häufig; es wäre aber völlig zwecklos



und unhistorisch, bei ihm wie bei den heutigen Dichtern nach einer rhythmischen und euphonischen Motivierung suchen zu wollen. Daß die heutigen Regeln aber doch auch wenigstens in Vergleich gezogen werden können, sagt Paul[1]) in Bezug auf das Mittelhochdeutsche: „Aus den Verhältnissen der Gegenwart darf gewiß sehr vieles in die Vergangenheit übertragen werden". Vor allem aber ist Brants Akzenttechnik mit der mittelhochdeutschen zu vergleichen, als deren mehr oder minder verkümmerter Ausläufer sie zu gelten hat, und es ist zu fragen, was Brant nach mittelhochdeutschen Betonungsgesetzen, von denen ja über die Meistersinger hinweg immerhin doch einiges auf ihn wirkte, für erlaubt halten konnte.

Nun ist aber die Übergangszeit vom Mhd. zum Nhd. — also auch die Zeit Brants — nach der metrischen Seite hin noch nicht genügend untersucht. Schon bei der ersten Lektüre von Brants Narrenschiff hatte ich den Eindruck, Brant wolle alternierend gelesen sein. Mit diesem Standpunkt bin ich bei dem Mangel an festen Anhaltspunkten an die Arbeit herangetreten. Meine ursprüngliche Absicht war hierbei, durch eine Probe die Stichhaltigkeit dieser Annahme zu ergründen. Und die Probe ließ sich von Anfang bis zum Ende mit Erfolg durchführen. Inwieweit hierbei gegen die natürliche Betonung verstoßen werden muß, habe ich im einzelnen dargetan. Dies Verfahren kann nicht als schematisch erscheinen, sondern muß notwendig zur Anwendung kommen bei Annahme eines alternierenden Rhythmus'. Der Beweis, daß diese Lesart falsch ist, wurde bis heute, trotz mancher Versuche, nicht erbracht. Überdies habe ich am Schlusse dieses Kapitels versucht, meinen Standpunkt zu begründen, so gut dies nach dem noch sehr problematischen Stande der Forschung möglich war. Ich glaube hierbei auf einige Züge hingewiesen zu haben, die eine Tendenz Brants, alternierend zu dichten, wahrscheinlich machen.

Aber selbst für den Fall, daß sich die Grundlagen vorliegender Arbeit späterhin als irrig herausstellen sollten, hoffe

---

[1]) Pauls Grundriß 1905 II,$_2$ S. 50.

ich doch, durch das beigebrachte Material für künftige Untersuchungen fördernd geworden zu sein.

Brants Narrenschiff ist in Reimpaaren gedichtet; jeder Vers hat 4 Hebungen und ist 8 silbig bei stumpfem und 9 silbig bei klingendem Versausgang. Wie oben dargetan, nehme ich ferner regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung bei einsilbigem Auftakte an.

A. VERLETZUNG DES WORTAKZENTS DURCH DEN VERSAKZENT.

Die von Helm[1]) aufgestellte Behauptung, daß für die Dichter des 16. Jahrhunderts prinzipiell kein Hindernis bestehe, jede beliebige Silbe, ob nebentonig oder unbetont, zuungunsten einer haupttonigen in die Hebung zu setzen, läßt sich nicht geradezu verallgemeinern. Brant, auch Scheidt u. a., zeigen das Bestreben, die Betonung gewisser lautschwacher Silben zu vermeiden.

a) EINE VORSILBE TRITT ZUUNGUNSTEN EINER LAUTLICH STÄRKER BETONTEN IN DIE HEBUNG.

Die Betonung einer Vorsilbe auf Kosten einer anderen Silbe ist der härteste Verstoß gegen den Wortakzent. Sie kommt nur in 2 Fällen vor:

100_1: mir kem eyn vérdeckt schiff yetz recht
110ª 178: eyn géweschne hant ist vil bésser (: messer).

Das Vorkommen dieser beiden an sich ja harten Verstöße will im Verhältnis zu der Vers-Gesamtzahl nicht viel besagen. Es kann ein Versehen des Dichters (der überhaupt gegen Ende seines Werkes nachlässiger wird), im zweiten Falle sogar des Druckers, vorliegen.

Nur wenige Dichter jener Zeit vermeiden ebenso streng wie Brant die Betonung von Vorsilben.

Nach Helms und Englerts[2]) Statistiken entfallen bei:

[1]) Helm, Karl, Zur Rhythmik der kurzen Reimpaare des 16. Jahrhunderts. Diss. Karlsruhe 1895. S. 6.

[2]) Englert, Anton, Die Rhythmik Fischarts. München 1903.

Teuerdank	auf	500	Verse	41	Verstöße
Erasmus Alberus	„	6 517	„	6	„
Hans Sachs	„	1 334	„	11	„
Fischart	„	18 279	„	115	„
	und bei				
Brant	„	7 052	„	nur 2	Verstöße!

Daß Brant das richtige Gefühl für die Härte dieser Betonung hatte, ist um so höher einzuschätzen, als sich mehrere Dichter der mittelhochdeutschen Periode hier ziemlich weitgehende Lizenzen gestatten. So lesen Martin[1]) und Pfeiffer[2]) in Wolframs Parzival:

75,15 und manegen gézimierten helm
88,18 und sêre zérquaschieret
203,38 géfischieret

in Lohengrin:

29 véreinbaeren

usw. usw.

Dann hat Pfeiffer[2]) noch eine ganze Reihe von Beispielen zusammengestellt, z. B.:

Ulrich von Lichtenstein, Frauend.
64,25 géherberget
Pass. H.
58,83 bétrûbunge
Gottfried, Tristan.
167,17 er was ab gébrunieret

u. v. a.

B) EINE FLEXIONSSILBE TRITT IN DIE HEBUNG[3]).

„Das e war noch klangvoller als jetzt, daraus dürfen wir auf eine schärfere Ausprägung der auf Ableitung und Flexion ruhenden Nebentöne schließen", sagt Paul S. 50. Flexions-

[1]) Martin, Ernst, Kommentar zu Wolfram.
[2]) Germania 11, 445 ff.
[3]) Hierüber handelt sehr eingehend: Fr. Vogt, „Von der Hebung des schwachen e". Forsch. zur deutsch. Philologie, Festgabe für Hildebrand. 1894. S. 150—179; bes. S. 161—164, 179.

silben konnten im Mittelhochdeutschen einen Nebeniktus tragen nach langer Stammsilbe, nach kurzer waren sie hebungsunfähig. Doch findet sich die Flexionssilbe hier und da auch auf Kosten der Stammsilbe betont, meist allerdings nur im Versanfang, vgl.

Nib. Nôt[1]):

XI 1109,1 werbén ein; 1180_2 soltén die;
XII 1306,3 guotés niht; XV 1628_1 miné vil; 1636,4 füerén in u. v. a.

vielleicht auch Parzival:

457,2 dô disiu rede was getân
dô sprach abér der guote man

und Hartmann „Armer Heinrich":

211 beidíu mîn silber und mîn golt.

Mit Beginn der Neuzeit wurden diese Silben infolge zunehmender Schwächung der Endsilbenvokale tonlos und überhaupt (theoretisch) hebungsunfähig. Brant weiß von einem solchen Gesetze nichts. Die Betonung einer schwachlautigen Silbe wird naturgemäß als noch viel härter empfunden, wenn eine starktonige folgt. Daher werden im Folgenden die Fälle besonders berücksichtigt, in denen eine schwachlautige Silbe zugleich eine folgende starklautige in die Senkung drückt.

Am leichtesten sind Akzentverletzungen jeder Art auf der 1. Hebung, stärker in der Mitte des Verses und am stärksten auf der 4. Hebung als mit dem Reim zusammenfallend. Der größte Prozentsatz, nämlich 76 % von allen hierher gehörigen Verstößen, fällt auf die 1. Hebung — natürlich, da bei jambischem Rhythmus die Stammsilbe zu Anfang des Satzes stehender Wörter in den Anlaut fallen mußte:

1. Hebung.

α) vor starktoniger Silbe:

Pr. 20 denén, kunst, art und mosz gebryst
Pr. 23 jedér rym hat sich mûssen schmucken
12,31 manchér ylt, und . . .

---

[1]) Henning, Rudolf, Nibelungenstudien, Kapitel Metrik, S. 253 ff. Quellen u. Forschungen XXXI.

13,9 welchér meynt ...
20,17 odér sunst durch gotts willen usz
22,4 merckén all; 63,4 Pfaffén münchs ôrden
63,36 abér båttler ...
usw.

β) vor schwachlautiger oder tonloser Silbe:
Pr. 6 abér es ist dor by nit bliben
Pr. 13 hettén jr arbeyt; V 3 Bibél der heilgen ...
V 27 odér villicht; V 114 metzén hant ouch an ...
V 119 wicklén uff hudlen ...
usw. usw.

β ist weit häufiger wie α.

2. Hebung. 13 1/2 % Verstöße.

α) vor starktoniger Silbe:
33,33 und den sunén Benyamyn
44,33 dem husz gottés heylikeyt zů stat
71,1 von den narrén will ich ouch sagen
usw.

β) vor schwachlautiger oder unbetonter Silbe:
V 87 dann mich odér min schwach gedicht
V 89 ... vil narrén zůsamen ...
13,79 wer mit frowén hat vil credentz
5,23; 35,13; 62,22; 87,6; 102,34; 110,13
u. v. a.

β weitaus häufiger wie α.

3. Hebung. 10 1/2 % Verstöße.

α) vor starktoniger Silbe:
76,16 und ouch syn sun junckér Vincentz
99,19 ... allés Asia; 107,50 ... unsér anschlag.

β) vor schwachlautiger oder tonloser Silbe:
V 70 so geb ich umb narrén eyn schweissz
43,34 ... tribén sollch wort; 72,50 syngén die sext
u. v. a.

α nicht häufig.

4. Hebung: —.

Daß Brant auf eine Flexionssilbe nicht reimt, beweist wieder, daß er den meisten Dichtern s. Zt. an metrischem

Feingefühl, soweit von einem solchen überhaupt zu sprechen erlaubt ist, weit voraus war. Diese uns ganz unglaubliche Geschmacklosigkeit wurde durchaus nicht von allen vermieden.

Wie ich aus Helms Statistik entnehme, hat:

Teuerdank	auf	500	Verse	1 Verstoß	auf der 4. Hebung		
Erasmus Alberus	„	6517	„	9 Verstöße	„ „ „	„	
Hans Sachs	„	1334	„	1 Verstoß	„ „ „	„	
Waldis (Esopus)	„	2065	„	1 „	„ „ „	„	
Fischart	„	4501	„	4 Verstöße	„ „ „	„	

So reimt Teuerdank herr : leydér 5,8, wär : keiner 19,19, Hans Sachs troester : sêr 15,2, lügener : bruder 49,31 (in der Auswahl der Meisterlieder von Gödeke), Erasmus Alberus Esél : hell; eséll : geséll, Fischart (Nachtrab) 1331 Apostél : Israél, 1185 geometér : dahér, Beheim (Winnerbuch 6, 7, 29 f.) sturmér : ér, offenpér : meistér, apostél : schnéll.

Brant steht ebenfalls im Gegensatz zu anderen Dichtern des 16. Jahrhunderts, wenn er die Betonung von Flexionssilben auf einfaches et, z. B. hörét, scheut. Hier war die Synkope des e schon im Mittelhochdeutschen ganz gewöhnlich, und Brant macht von dieser Lizenz Gebrauch, wenn -et an gerade Versstelle tritt. Nur in 2 Fällen ist -et betont: wünschét 26,46 am Versanfang und flôsszlét $63{,}51_{II}$, wo das e durch vorhergehendes l gedeckt erscheint.

Auch das abgeschwächte Endungs-e betont Brant nur sehr selten, z. B. $6{,}66_{I}$ diesé verspielen rosz und rôck.

Bei den anderen Flexionssilben (S. 5 ff.) nimmt es Brant nicht so genau, anscheinend ist ihm die Betonung unbedenklicher erschienen als die Synkope (vgl. Kap. II).

Die Gesamtzahl der Verstöße ist 496. Davon entfallen auf die 1. Hebung 377, auf die 2te 67, auf die 3te 52, auf die 4te —.

Ein diesbezüglicher Vergleich mit den bedeutendsten anderen Dichtern der Zeit fällt in der Mehrzahl zugunsten Brants aus:

Brant	hat auf	7052	V.	496	Verstöße	=	7,2 %
Teuerdank	„ „	500	„	188	„	=	37,6 % (!)
Hans Sachs	„ „	1334	„	195	„	=	14,6 %
Burk-Waldis	„ „	2065	„	223	„	=	10,8 %

Fischart hat

in seinen formal besten	Werken	zw.	3,8 % u. 9,1 %
(1570 — 72)			
„ „ „ schlechtesten	„	„	12,3 % u. 16,7 %
(1573 — 88)			

Günstiger stehen nur:

Erasmus Alberus	auf	6517 V.	225 Verstöße	=	3,4 %
Scheidt (Grobianus)	„	1000 „	28 „	=	2,8 %.

C) DIE BEHANDLUNG DER KOMPOSITA.

1. Nominal-Komposita.

In Nominal-Kompositis ist in der Regel die erste Kompositionshälfte hauptbegriffstragend, also am stärksten betont.

Nach Martin, Parcival S. LXXVII ff. betont Wolfram gern beide Kompositionshälften ´ ` :

114,22 wi̍phei̍t, 1,10 únstaète, 1,22 ántlìtzes, 231,9 zwívàlt.

Doch gebraucht er besonders am Versanfang auch häufig schwebende Betonung:

5,1 swen wîplícher; 10,27 richtaére; 34,14 urloúp do; 54,11 herbérge; 83,5 tischláchen waren abgenomen; 150,2 mit urteíle; 361,21 krankheíte u. a.

Iwein (im Reim):

115/16 daz under unz iemen waere
so hôfsch und als erbǽre

271/72 daz ich so grosz arbeít
nie von ungeferte erleit

Der große Unterschied dieser mhd. Akzentdrückung gegenüber dem Brantschen Gebrauch ist der, daß sie dort immer nur bei folgender schwachlautiger Silbe erfolgt. Gerade dadurch, daß bei Brant so häufig auch noch eine folgende starklautige Silbe in die Senkung gedrückt wird, macht sich der Akzentfehler oft erst hörbar. Auf den Gebrauch im Mittelhochdeutschen wird im einzelnen bei der Besprechung der mehr als 2silbigen Komposita noch zurückkzukommen sein.

Es ist zu scheiden zwischen den 2silbigen und den mehr als 2silbigen Kompositis.

α) Die 2silbigen Komposita.

Bei den 2silbigen Kompositis liegt ebensowenig ein metrisch zwingender Grund zur Akzentdrückung vor, wie bei den unter B) (S. 4ff.) behandelten Worten, da sie sich ohne weiteres in den jambischen Rhythmus fügen.

Es müssen hier wieder 2 Fälle geschieden werden:

1. solche, in denen wir die 2. Kompositionshälfte heute nicht mehr als selbständiges Wort empfinden. Dies sind Suffixe wie -lich, -icht, -sam etc. Auch die Ableitungssilben -ig, -ung usw. können lautlich hierher gerechnet werden. Ihre Betonung vor der Stammsilbe resp. evtl. vor der eines folgenden Wortes ist sehr anstößig und kommt in vielen Fällen der Betonung von Flexionssilben nahe.

2. solche, deren 2. Bestandteil die Geltung eines selbständigen Wortes hat oder doch seiner Schwere gemäß einem solchen gleichkommt. Die Härte dieser Betonung ist an sich nicht groß, es sei denn, daß durch sie wiederum eine folgende starktonige Silbe den Ton an eine nächstfolgende schwachtonige abgeben muß.

1.) Die betonte 2. Kompositionshälfte ist schwachlautig:

1. Hebung.

a) vor starktoniger Silbe:

V. 88 worlích hab jch on arbeyt nicht
6,20 zymlích stroff bríngt kein sôrglich gschrey
77,45 billích wâr, dás jch alles dât

b) vor schwachlautiger Silbe:

16,α billích jn kúnfftig . . .
22,β gentzlích zů jr . . .; 30,28 worlích der dót
77,32 sollích vermíschung

2. Hebung.

a) vor starklautiger Silbe:

9,14 sie ist züchtíg, still únd friedsam.
99,19 und was glôubíg allés Asia.

b) vor schwachlautiger Silbe:

13,81 und mag gantzlích nit díenen got.

40,1 man sieht tåglích der narren fal
46,75 und hat kunfftíg noch bőser gstalt
59,30 dem würt billích versägt
103,86 so sie mennlín umb mónnlin machen.

3. Hebung.

a) vor starklautiger Silbe:
12,101 und vor usz, die schåntlích hochfárt
16,77 das ich myn grosz mugsám arbeýt
32,15 und was jr man zwentzíg jor úsz

b) vor schwachlautiger Silbe:
1,19 und lysz doch gantz weníg dar jńn
30,27 sorglích collect; 43α zyttlíchs betrácht
65,25 machúng der ée

4. Hebung.

9,14 sie ist züchtig, still und friedsám
10,1 der ist eyn narr und gantz doré cht
14,7 menschlích; 44,3 predígt; 57,79 heymlích
69,22 mysszlích u. a.

Überall a weit seltener als b.

Die Gesamtzahl der Fälle ist 90. Davon auf der 1. Hebung 40, der 2ten 24, der 3ten 18, der 4ten 8.

2.) Die betonte 2. Kompositionshälfte ist starklautig:

1. Hebung.

a) vor starklautiger Silbe:
54,23 unnütz ist únd dem wiszheyt gbrist
. . . der gantz nitt
85,84 ettwás ablószt, durch nyemans byt

b) vor schwachlautiger Silbe:
13,23 bulschäfft ist lícht . . .
33,3 eebrúch das gsátz . . .
53,1 vindtschäfft und nýd . . .
102,68 muszdréck man únder pfeffer myst
102,73 zysmůsz die gében . . .

2. Hebung.

a) vor starklautiger Silbe:
28,16 es syg guttåt stroff óder rach

65,39 tann rísz steckt ј́nn sym husz
111,27 jr stroff, jnréd uff nåmen ouch

b) vor schwachlautiger Silbe:
8,10 bisz jnn unglück zů handen gat
32,27 hoffwórt mit yédermann
41,18 sich an noch réd by jren tagen
48,13 das ers wolfeýl erzügen kan
95,58 uff den fyrtág als gott gebot.

3. Hebung.

a) vor starklautiger Silbe:
Vorrede 11 mit dorheít umb gán
57,80 nyemán gentzlích

b) vor schwachlautiger Silbe:
10,20 sipscháfft, geschlécht
46,20 wollúst und gydt.
61,12 vil unráts entspringt
73,19 selsórg uff sích
103,42 endchríst syn schátz
110a,37 disláck und kleýd

4. Hebung.

4,17 brustdůch; 9,6 ursách; 10,2 unrécht; 16,4 wynschlúch; 23,25 armůt; 26,25 unmår; 46,11 urkúnd; 48,76 wynfücht; 56,64 dotschlág; 57,86 hynfárt; 71,14 furmúndt; 74,3 kurtzwíl; 82,18 gouchsbýldt; 102,16 unreín; 108,26 stundglász; 110a,47 naszwísz.

P 29; 8,7; 15,4; 26,94; 50,34; 54,18; 63,49; 67,28; 83,81; 83,107; 99,193; 99,198; 103,136; 108,25 u. v. a.

Überall ist a selten!

Gesamtzahl der Fälle: 211. Hievon entfallen auf die 1. Hebung 52, die 2te 38, die 3te 42, die 4te 79(!)

β) Die mehr als 2silbigen Komposita (meist 3silbige).

Eine Reihe von Wörtern läßt sich überhaupt nicht, oder nur sehr schwer in ein alternierendes Schema einfügen. Bei den 3silbigen Kompositis kann man zweifelhaft sein, wie sie in trochäischem oder jambischem Rhythmus verwendet wer-

den müssen. Die metrischen Reformer des 17. Jahrhunderts, die der Frage zum ersten Male theoretisch näher traten, halfen sich damit, daß sie Ausweichen des Akzents auf die End- und Anfangssilbe oder auf die Mittelsilbe gestatteten, also ⏗ – ⏗, oder – ⏗ ⏑. Im Prinzip ist beides fehlerhaft! Aber der Fall ⏗ – ⏗ und besonders ⏗ ⏑ ⏗ gilt auch heute aus euphonischen Gründen durchaus für erlaubt, wenn auf die letzte Silbe eine schwachlautige folgt, wie in Flíeßendè Gewásser. (Das sonst unbetonte -de wird durch das folgende noch schwachlautigere Ge- verstärkt und kann dadurch den Ton auch vor der Ableitungssilbe „ßen" erhalten.) Vgl. Goethe, Faust II 2

„Wie sich Gewalt Gewáltigèrm entgegenstellt" und
„Der Gárstigè gehöret nicht hierher."

ferner Zueignung:

„Mit ínnigèm Vertrauen";
„Besänftigèt wird jede Lebenswelle"

und mit leichter schwebender Betonung:

„Dem Glüklichèn kann és an nichts gebrechen". [1])

Dieser Fall, nämlich, daß eine Flexionssilbe auf Kosten einer Ableitungssilbe betont wird, kommt bei Brant nicht vor. Dagegen erhält in einigen wenigen Fällen die tonlose oder schwachlautige Endsilbe eines 3silbigen Kompositums von der 2. Kompositionshälfte den Ton. Auch die natürliche Rede neigt zu dieser Betonung hin, wenn die 2. Kompositionshälfte schwachlautig (Suffix oder dgl.) ist, z. B. in glücklichèr Erfínder; dagegen behauptet eine starktonige 2. Kompositionshälfte doch den Vorrang; so wäre z. B. die Betonung „Ánschlägè vereíteln" anstößig. Jedoch kann die gebundene Rede dem Rhythmus zuliebe hierin wohl weitgehende Lizenz beanspruchen. Bei den besten unserer heutigen Dichter kommt sie vor, und auch unter den Dichtern des Mittelalters hat Brant in dieser Freiheit Vorgänger. So betont Wolfram in schwachlautiger Umgebung:

---

[1]) Vgl. Saran, Melodik und Rhythmik der Zueignung Goethes Halle a. S. Niemeyer 1903.

Parcival:
219,9 daz ich der únsaelíge bin
301,19 roin Íngusè de Bachtarliez
773,8 als es únwizzènde maere getan
805,19 mit kúrzwilè die stunde

am Versschluß:
34,9 und des wîp diu búrcrâvín

Willehalm:
50,6 zem allerschádehafftèsten man

Iwein:
66 dise bánnectèn den lîp.

Bei Brant findet sich dieser Gebrauch nicht häufig:

Schema –́ ⏓ ⏑́ | ⏑ ⏓́

Auf der 2. Hebung:
11,18 des sáckpfifférs von Nickelshusen
13,24 nüt únståttérs uff erden ist
40,19 eym stiéff vatér volgt dick und vil
64,86 die zů richtén eyn süpplin gtar
109,31 und die mér räubèr vertrieben all

auf der 3. Hebung:
6,52 ir hant uff gůtsamlén grosz acht
42,13 eym bószhafftígen man
95,18 so sint die wynhusér schier voll
95,59 árbeyttén on not.

Ich zähle auf der 1. Hebung 0, der 2ten 7, der 3ten 7 und der 4ten 0 Fälle.

Weitaus anstößiger ist dieser Gebrauch bei folgender starklautiger Silbe (Schema –́ – ⏑́ / – ⏓́):

auf der 2. Hebung:
54 α wem sáckpfiffén freud kúrtzwil gytt

auf der 3. Hebung:
V. 17 schlytt, karrhen stószbårén rollwagen
57,86 únsichér hynfart
91,18 do man den róraffén zůgyent

2. Hebung 4 Fälle, 3. Hebung 3.

Nicht so sehr weil die Endsilbe betont ist, als weil die erste unbetonte Kompositionshälfte auf Kosten der 2. betonten

den Ton erhält, ist zu verwerfen (Schema ◡̀ — ◡̀ / ◡ ◡́):
27,1 der stúdentén ich ouch nit fůr
27,24 (die do hant . . .) gedúrechtét (= gedurchâchtet) Egypten land.

Die Gesamtzahl der Akzentverstöße der Form ◡̀ — ◡̀ / ◡ ◡ beträgt 24:

auf der 1. Hebung 2, auf der 2ten 12, auf der 3ten 10, auf der 4ten 0.

In der weitaus größten Mehrzahl rückt Brant den Ton von der Stammsilbe der 1. Kompositionshälfte auf die der 2., also — ◡́ ◡. Die Betonung: — ◡́ ◡ ist der anderen: ◡́ — ◡̀ aus mehreren Gründen vorzuziehen. Erstens gleicht der Vortrag in diesem Falle gern und leicht durch schwebende Betonung aus, und zweitens tritt die schwachlautige Endsilbe in die Senkung, statt auf Kosten der 2. Kompositionshälfte und evtl. einer folgenden starktonigen Silbe ungebührlich hervorzutreten.

Im Mhd. erhält gewöhnlich die erste Kompositionshälfte den Hauptton, die zweite den Nebenton: ◡́ ◡̀ ◡ vgl. Hartmann „Armer Heinrich“
57 ze wérltlìchen êren

Wolfram, Parcival
1,15 vlíegènde; 111,19 mánlìchez; 111,27 wérlìchen

doch auch mit versetzter Betonung:
510,20 wîplíchen sin, ferner Hartmann, Erec:
2373 geherbérget; 735 er was gezimiéret
Rud. v. Ems, Wilh. 5621 gezwispálten
Jeroschin 52 d untsagúnge
Nibelungenlied: XVIII 1885,1 truchsæzen (Versanfang)
Ortliében (vor der Zäsur) 1898,1; XVII 1813,4 dem marcgrâven u. a.

Auch von unseren heutigen Dichtern wird — ◡́ ◡ vor ◡́ — ◡̀ bevorzugt vgl. Goethe, Zueignung:
„Mit einem Blíck mitleíd’ger Nachsicht an“

Faust II, 1:
„Schönbärte mummenschänzlich tragen“
„Gleichgültig wurden Lieb’ und Haß.“
„Welschhûhner“ usw.

Im Versinneren ebendort: „Warum wir uns rathschlágend quälen sollten"; „Und Thätigkeit, vielfältige zur Hand"; „Feindseéliges"; „Daneben liegt uráltes Naß" u. v. a.

Besonders häufig in der Volkspoesie:
Des Knaben Wunderhorn (Der Star und das Badwännelein) II S. 303. (Neubearbeitung durch Birlinger und Crecelius):

Da trug sie das Badwännelein
Wohl in des Herrn Schlafkämmerlein.

Wie bei den 2-silbigen Kompositis gilt es als der leichtere Verstoß, wenn die 2. Kompositionshälfte ein eigentliches Nomen ist (z. B. wollúst), als der schwerere, wenn sie die Geltung eines solchen im Laufe der Zeit eingebüßt hat (z. B. schwerlích); als sehr hart wird die Betonung einer zur 1. Kompositionshälfte gehörigen Flexionssilbe empfunden.

1. Die betonte 2. Kompositionshälfte ist starklautig (Nomen).

1. Hebung.

33,1 eebréchen wigt man als geryng
66,55 golt jnslen; 72,50 hůtmácher; 81,1 geld nárren; 81,8 erbérkeyt; 110ª,50 unlústig; die heute meist durchgeführte Betonung des un- wird zu Brants Zeit wohl noch nicht fest gewesen sein, wenigstens ist sie im Mhd. durchaus schwankend, vgl.

Iwein 196 swen iuwer zunge unéret

Hartmann, Ar. Heinr., 126 und wart nu alse unmáere 179 daz hôrte er vil ungérne u. v. a.

Heinr. v. Morungen M. F. 122,24 durch die ich gar alle unstǽte verkôs.

2. Hebung.

5 β und das schyntmésser jm ars hon.
6,32 geb man schulmeíster jnn als was . . .
7,4 unfrúntschafft; 10,24 gotzvórchtig
27,23 hundsmúcken; 42,11 spottvógel; 52,19 zornwåhen
64,81 hell und vågtüfel; 73,25 seelsórgen;
103,138 unwíllen.
46,57; 21,26; 55,2; 63,4; 63,52; 89,15; 92,17; 103,39 u. v. a.

3. Hebung.

9,7 lychtférig gmût
2,33 keyn wiszheyt, gwalt fürsíchtikeit

38,85 bettrýsen; 42,21 spottvógel; 50,31 wollústikeyt
63,87 Elsásser; 67,25 für óben (Feierabend);
93,3 fluckfåder; 111,8 wo man macht uff vorgéssen brot (vor- emphatisch!); 42,4; 67,80; 70,1; 87,8; 98,1; 102,77; 108,118; u. v. a.

4. Hebung.

V 17 schlytt, karrhen, stoszbåren, rollwágen
72,40 sackpfíffen; 81 α eehálten (= Dienstboten).

Brant bildet aus dem substantivierten Infinitiv durch Anhängen von -heit Substantiva, wie z. B. aus fürwissen: furwissenheyt. Er betont dieselben wie auch die 4-silbigen Komposita auf -keit immer auf der 2. und 4. Silbe. Dies ist der beste Ausweg und meines Erachtens ein ganz leichter Verstoß, besonders am Versanfang, z. B. auf der 1. Hebung:
59,22 undánckbarkeýt; 99,136 eynhélligkeýt;

auf der 3. Hebung:

57,87 furwíssenheýt; 50,31 wollústikeýt;
87,8 onmắchtikeýt;
2,33; 22,11; 28,9; 42,4; 61,14; 101 α.

Es spricht wieder für Brants Sprachgefühl, daß er diese Worte nicht auf der 1. und 3. Silbe betont, denn eínhellíkeit oder úndanckbárkeyt ist schlecht aussprechbar und hemmt den Rhythmus durch die Schwere der folgenden Silben keit resp. heit — wieder ein Beweis, daß Brant das silbenzählende Prinzip nicht wahllos auf jede Silbe anwandte.

2. Die betonte 2. Kompositionshälfte ist schwachlautig (Suffix).

Dieser Fall ist selten: 64,43 I üppíger frowen; 13,85 II schåntlícher; 16,7 III tåglícher riff; 45,33 III sôrglíchen; 69,25 III nydíschen; 110 a 98 III hoflícher.

Besteht die erste Kompositionshälfte aus Stammsilbe + Flexionssilbe, so ist die Betonung letzterer außerordentlich hart. Diese Betonung findet sich 5 mal und zwar im letzten, freier behandelten Teile des Narrenschiffs.
102,5 I brůdérlich; 63,12 I stůrnénstôssér;
92,96 I ougénblicklích ist es do hyn
102,78 I grempérwerck triben; 73,15 II priestérschafft.

Hier entzieht die betonte zweite Silbe gleichzeitig der voraufgehenden und der folgenden lautstärkeren desselben Satzgliedes den Ton. In der unmittelbaren Aufeinanderfolge der Silben ist der Grund der außerordentlich fühlbaren Härte dieser Betonung zu erblicken. Die tonentziehende Flexionssilbe ist hier nicht (wie in den auf S. 4 ff. besprochenen Fällen) durch Wortschluß und Wortanfang von der lautstärkeren folgenden Silbe getrennt. Durch die fehlende Pause fällt gleichzeitig die Möglichkeit weg, die schwachlautige Flexionssilbe zu längen, denn wie Paul (Metrik S. 50) betont, müssen „bei der Beurteilung der Quantität der zusammenhängenden Rede die Pausen ebenso in Betracht gezogen werden, wie die mit Sprachtätigkeit ausgefüllte Zeit." Hierin dürfte auch einer der Gründe zu suchen sein, weshalb Brant die Betonung von Vorsilben meidet.

Die Betonungsweise _ ⏓́ ⏓ weist insgesamt 81 Fälle auf, und zwar:

auf der 1. Hebung 15, der 2ten 27, der 3ten 36 und der 4ten 3.

2. Verbal-Komposita.

Teils unter 1α, teils unter 1β gehören die auf der 2. Silbe, nämlich der Stammsilbe des Verbums betonten trennbaren Verbalkomposita. Doch mochte ich sie dort nicht einreihen, da hier nur ein geringer Verstoß vorliegt: dem adverbialen Bestandteil kommt gegenüber dem verbalen kein so viel stärkerer Akzent zu. Dieser Gebrauch ist auch den mhd. Dichtern so geläufig, daß ich auf die Aufzählung analoger mhd. Fälle verzichten kann.

1. Hebung.

6,50 zu stúnd; 25,8 uff láden; 48,65 uff trágen.

2. Hebung.

Pr. 11 vor såssen; 13,54 umb kérten; 31,11 autrífft; 32,89 uszflíegen; 46,28 fürsícht; 54,25 anlách.

3. Hebung.

6,65 jrr gón; 9,11 anfácht; 13,54 umbkérten; 25,α uff némen.

4. Hebung.

Pr. 15 uszflíegen; Pr. 32 uszgán; V 14 uff rüst; V 77 anreýgt; 2β har blószt; 12,28 abstrålt; 44,29 usz tríben; 63,14 usz schrýgen.

1. Hebung 5, 2te 44, 3te 35, 4te 143 = im Ganzen 227 Fälle = 3%.

Damit hat Brant unter den Dichtern des 16. Jahrhunderts prozentual ziemlich die meisten Verstöße; denn die metrisch sonst weit weniger feinfühligen Dichter des Teuerdank haben (nach Helms Statistik) nur 2%, Erasmus Alberus hat 1%, Grobianus 1,1%, Burkard Waldis 2,7%. Nur Hans Sachs übertrifft ihn mit 4,8%. Es ist hieraus natürlich nicht zu schließen, daß die anderen Dichter des 16. Jahrhunderts diesen ja verhältnismäßig geringfügigen Verstoß gegen den Wortakzent absichtlich mehr vermieden hätten; dies ist vielmehr reiner Zufall: sie gebrauchten einfach weniger derartige Verbalkomposita.

3. Adverbial-Komposita.

An die Betonung der flexionslosen Adverbialkomposita kann nicht im entferntesten der gleiche Maßstab gelegt werden wie an die der Verbal- oder gar Nominalkompositionen. Bei ihnen ist auch heute die Betonung noch nicht ganz fest, wenn auch gewöhnlich die 2. Silbe betont wird. Helm geht zwar auch hier von strengen Grundsätzen aus — mit Unrecht. Ich nehme nur dann Tonversetzung an, wenn die durch den Satzsinn geforderte emphatische Hervorhebung einer der Kompositionshälften unberücksichtigt gelassen ist, so in V 129 I darúmb; 1,11 I domít; 5,29 I domít; dgl. 27,25 I; 29,9 IV alsó; 47,22 I do mít will ich beschlossen han; 36,24 darúmb dgl. 98,29 I; 103,24 I 105,29 III; 108,102 I domít

oder wenn im Gegenteil eine emphatische Hervorhebung bewirkt wird, wo sie logisch nicht am Platze ist:

33,58 I dár by; 44,13 III úmbher; 66,30 III dárjun; dgl. V 29 II; 62,57 II dárdurch.

D) BETONUNG DER FREMDWÖRTER.

Schon Wolfram betont fremde Eigennamen, sofern sie nicht auf eine Silbe mit schwachem e ausgingen, beliebig, so Gấwân neben Gâwấn, Ánfortás neben Anfórtas, jedoch immer Nántes, Lö́ver usw.

Im Niebelungenlied finden sich sehr häufig Akzentdrückungen auf deutschen Eigennamen, so oft: Kriemhílde z. B. XII, 1309,4, XIII 1401,2 u. a., Dancwárt den XIII, 1415,1; Hadbúrg was XIII, 1475,1; Sîfríden XIII, 1573,3, Gunthér den XV, 1606,3; 1662,1; Etzél uns XV, 1665,2 u. v. a., aber fast immer am Versanfang und immer bei nachfolgender schwachlautiger Silbe.

Brant betont Fremdwörter oder Eigennamen ganz willkürlich, meist falsch. Auf den Tongehalt der folgenden Silbe nimmt er durchaus Rücksicht: nirgends wird durch ein unrichtig betontes Fremdwort der Akzent eines folgenden deutschen Wortes versetzt. Wohl aber, allerdings auch selten, merkwürdigerweise durch ein richtig betontes z. B.: 16,77 Sénecá zyttlích.

1. Hebung.

V 3 Bibél der; 1,31 gucklús ein gouch; 3,29 Crassús das golt; 3,31 Cratés syn gelt; 6,35 Phenix, den 8,23 Machábeús der; 8,33 Achítofél sich selber dot; 10,12 Hórestés und. usw.

2. Hebung.

2,5 Cusý ist leyder; 12,11 Adám bedocht; 15,9 Babýlon; 13,39 Médeá verbrant; 33,23 Abýmeléch geschach usw.

3. Hebung.

1,31 stultús eyn dor; 1,32 domné doctór; 15,18 Lucullús; 26,42 Pómpeiús; 33,33 Bényamýn; 50,33 Epícurús; 64,87 Agríppiná; 66,72 Eúropám usw.

4. Hebung.

33,17 Cathó; 76,16 Vincéntz; 92,15 sapiéntz; 107,2 doctór usw. usw.

Diese Fehler können Brant vom Standpunkte deutscher Betonung natürlich nicht weiter verübelt werden. Sie sind

vielmehr vollständig außer acht zu lassen, weil sie die Betonungsverhältnisse der benachbarten deutschen Wörter ja nicht beeinflussen.

Die nachfolgende statistische **Tabelle** soll eine Übersicht über die Wortakzentverhältnisse des „Narrenschiffs“ geben und gleichzeitig eine metrisch freiere Behandlung des letzten Teiles zahlenmäßig nachweisen.

		Prot., Vorrede, Gesang 1—58 = 2982 V.	Gesang 59—112 = 4070 V.
	Vorsilbe:	—	2 = 0,05 %
	Flexionssilbe:	193 = 6,5 %	303 = 7,6 %
Komposita	2-silbige Nom. Komp.:		
	Schwachl. 2. Komp. Hälfte:	40 = 1,4 %	50 = 1,3 %
	Starkl. 2. „ „	71 = 2,4 %	140 = 3,5 %
	3-silbige Nom. Komp.:		
	Schema –́ – ⏑̀ :	14 = 0,5 %	10 = 0,3 %
	„ – ⏓́ ⏓ :	25 = 0,8 %	55 = 1,4 %
	Verbalkompos.:	79 = 2,6 %	148 = 3,7 %
	Zusammen:	422 = 14 %	708 = 18 %

B) VERLETZUNG DES SATZAKZENTS DURCH DEN VERSAKZENT.

Gegen den Satzakzent wird verstoßen, wenn ein begrifflich oder logisch bedeutsameres Satzglied zugunsten eines unwichtigeren in die Senkung tritt. Hierunter leidet der Sinn!

Das logisch bedeutsamere Glied im zusammengesetzten Wort oder im Satze ist das, welches das andere einschränkt, spezialisiert, bestimmt (Huß)[1]), so ist z. B. in „Fernrohr“: „Fern“ das bestimmende Glied.

Dieses Gesetz wird jedoch vielfach durchbrochen durch gewisse Sprachgewohnheiten. So besonders in Frage- und Verneinungssätzen: z. B. „Denn Wasser allein ist meist **nicht** zu trinken“ und „**Wohin** hást denn du Billets?“, wo die bestimmende Negation und die Fragepartikel nur schwach betont sind gegenüber dem Prädikat. Ganz besonders treten Eigenschaftswörter zurück hinter dem Substantiv, das sie

[1]) **Huß**, Lehre vom Akzent der deutschen Sprache, Altenburg 1877.

bestimmen: „Tauben Ohren predigen“ oder „Ich wünsche Ihnen vergnügte Feiertage!“ (Reichel)[1]).

Diese Eigentümlichkeiten müssen schon in der natürlichen Rede in Rücksicht gezogen werden, und es ist nicht angängig, sie nur konsequent nach grammatischen und logischen Gesetzen zu betrachten. Wieviel mehr in der gebundenen Rede! Daß solche Sprachgewohnheiten aber leicht verwirren, liegt auf der Hand.

So ist es auch bei Brant nicht immer leicht, zu entscheiden, welchem von mehreren Wörtern der Ton zugestanden werden muß, um dem Sinne gerecht zu werden. Dies besonders an Stellen, wo sich Brant in manchmal unklaren allgemeinen Betrachtungen ergeht. Hierzu kommt, wie schon zu Anfang betont wurde, daß der Rhythmus aus euphonischen Gründen vielfach, und zwar bei sinnarmen Worten durchaus, eine versetzte Betonung rechtfertigt. Wenn nun Brant auch nicht bewußt euphonische Akzentversetzungen vornahm, so kann ihm doch ein Gefühl für Euphonie nicht abgesprochen werden. Vor allem aber muß eine metrische Untersuchung die im Interesse des Rhythmus erlaubten Lizenzen gegenüber den grammatischen und logischen Forderungen in Rechnung ziehen.

Diese Schwierigkeiten veranlaßten mich, von einer statistischen Zusammenstellung wie unter A abzusehen. Helm tut dies zwar auch beim Satzakzent bis in die Details, aber er hätte es vielfach besser unterlassen. Eine Statistik muß sich auf ganz bestimmte feste Normen gründen; solche zu geben verhindert aber schon die Möglichkeit einer verschiedenen Sinnesauffassung je nach dem Gesichtswinkel der Betrachtung.

Der Theorie der Silbenabstufungen je nach lautlichem und begrifflichem Gehalt mußte schon bei der Behandlung des Wortakzents näher getreten werden. Dort war die Feststellung derselben verhältnismäßig einfach, indem zwischen haupttonigen, nebentonigen und tonlosen Silben geschieden werden konnte. Das Verhältnis von Satzteilen zu einander,

---

[1]) Reichel, Von der deutschen Betonung, Jena Diss. 1888.

also das Verhältnis von Subjekt zu Prädikat, von Subjekt oder Objekt zu attributiver Bestimmung, von Prädikat zu adverbialer Bestimmung usw. ist aber ein ungemein kompliziertes, da der Tonwert zweier oder mehrerer aufeinander bezogener Satzglieder sich ebenso oft verändert, als der logische Zusammenhang ein anderer wird. Auch spielt das psychologische Moment in der Rede eine Rolle (siehe Reichel) und hat zu gewohnheitsmäßigen Modifikationen geführt. Eine bis in alle Einzelheiten durchgeführte Lehre vom Satzakzent, namentlich inwieweit die Herrschaft des allgemeinen Prinzips durch gewohnheitsmäßige Erstarrung beschränkt ist, müßte nach Paul erst noch gegeben werden.

Es scheint mir demnach das sicherste zu sein, grammatische Begriffe als Unterlage zu wählen, also das Verhältnis von Nominis, Verbis und Formwörtern untereinander und zu einander zu behandeln.

A) EINEM NOMEN RESP. EINEM DEM NOMEN LAUTLICH GLEICHKOMMENDEN WORT WIRD DER TON ENTZOGEN.

1. Substantiv.

In den meisten modernen Sprachen hat sich im Gegensatz zu einem Teil der antiken immer stärker die Tendenz ausgebildet, dem Substantivum als dem Hauptbegriffsträger auch den Hauptton zu geben. Dies hat seinen psychologischen Grund in dem Interesse, das der Redende auf den Gegenstand, von dem die Rede ist, richtet. So wird der räumlich und begrifflich schnell orientierende Gegenstandsbegriff stark hervorgehoben, während die zur Herstellung der Gesamtvorstellung dienenden Beziehungswörter vorwiegeud zu satzbildenden Mitteln geworden sind. Dies gilt besonders von den Formwörtern und zwar allèn anderen Worten gegenüber, häufig sogar dann, wenn sie den Gegenstand bestimmen (gewohnheitsmäßige Erstarrung) z. B. schíeß n i c h t, aber griechisch μὴ βάλλε. Es gilt aber auch mit wechselnder Berechtigung von den Verben und den Nominis, resp. Wörtern, die ihnen lautlich gleichwertig sind in attributiver, possessiver und partitiver Stellung.

Brant nimmt hierauf keine Rücksicht! Der denkbar gröbste Verstoß gegen den Satzakzent ist die Betonung eines nicht begrifflich hervorgehobenen Formworts, besonders des Artikels, zuungunsten des Substantivs.

Am schwersten ist der Verstoß, wenn das Formwort vor dem Substantiv steht und in der Mitte des Verses:

1. Hebung.
15,30 drum mít schad schand gespôtt ablan.
22,31 und dén lon
25,33 wann dér esel anfocht den dantz
42,4 in dén weg;
43,2 das ér got liesz
46,57 do mán hantschmyerung gern uff nymbt
47,11 dar úmb narr nit frag nach dem stäg.
49,1 wer vór frowen
52,3 denn dúrch gůts willen;
57,44 und mít Esau
65,89 die ȷ́r mann stochen u. v. a.

2. Hebung.
9,2 und werffent dén kopff har und dar.
26,19 ìr backen únd hüt
26,82 der wünsch das jm gott dar zů geb (wäre durch einfache Umstellung von gott und jm richtig gewesen!)
27,26 so sint wir zů́ Lyps (Leipzig), Erfordt, Wyen.
33,43 er hab mit ȷ́r teyl und gemeyn
38,85 der herr zů dém bett rysen sprach
42,β mít steyn;
43,27 vón gott
46,62 zerbrechen ýetz recht, brieff, und kunst
56,64 und dett an ȷ́m mort
57,27 das úff erd u. v. a.

3. Hebung.
16,4 und mach usz jm selbs eýn wynschluch
16,91 ám jngang;
22,12 spricht díe wiszheyt
23,25 ȷ́n armůt;
26,54 schonheyt únd küscheyt

33,71 glych wie Candaules dér dor grosz
38,81 dás gott wolt; 51,7 als díe gschrifft seyt
56,64 mort únd dottschlag

4. Hebung: —.

Viel weniger anstößig ist diese Betonung hinter dem Substantiv:

1. Hebung.
46,43 rott únd gerycht
66,50 landt hýnder Norwegen und Thyle

2. Hebung.
29,16 wider gott únd eyn nåchsten
50,15 gedenck narr dás es gylt.
65,12 alls das got mít uns würcken wôll.

3. Hebung.
19 β. der schyrmt vor angst sel únd gemût
26,83 lib únd gemût
28,16 stroff óder rach

4. Hebung seltener!

Besonders anstößig, wenn die Copula „und“ auf Kosten beider durch sie verbundener Substantiva den Ton erhält:
28,9 II dann gotts gnad únd fürsichtikeyt
56,54 I glück únd gwalt
64,81 hell únd vägtüfel;
kommt nicht allzu selten vor!

Im mhd. sind Tonversetzungen von Nomen auf Partikel selten, doch kommen sie, besonders am Versanfang gelegentlich auch schon vor. Z. B.: Nibelungenlied XIII 1438,3 lande dén spilmán; XV 1601,1 díe burc; XVI 1693,2 lop únde; XVI 1729,3 er sî wîp óder man; XVII 1778,2 und daz din tür; XVII 1811,3 mit dén Burgonden; XVII 1787 dín naht; XIX 1992,1 lône dír got.

Auch Wolfram betont Formwörter, aber nicht auf Kosten anderer:

Parcival 6,29 sús spräch der künec hêr
Iwein schreibt im Versinneren;
162 und het irs eín teil níder geleít.

Wie oben auseinandergesetzt wurde, hat sich das Substantiv gewöhnt, dem bestimmenden Adjektiv (oder Possessivpronomen) den Ton ganz zu entziehen. Ausgenommen sind Fälle, wo das Adjektiv in ausgesprochener oder gedachter Antithese steht, z. B. „júnge Leute dürfen nicht müßig sitzen!" im Gegensatz zu „alten"; oder „ich wünsche frísche Eier!" Häufig stehen Adjektiv + Substantiv für einen Sammelbegriff, z. B. V 1 all lant, 19,72 lang zytt. In diesem Fall kann der Ton beiden Worten zugesprochen werden.

Bei Brant kann ein Adjektiv in jedem Falle den Ton vor dem Substantiv erhalten:

1. Hebung:

19,1 wer sýn zung und syn múndt behůt; 17,33 sýn or; 24,8 die gántz welt; 32,21 eyn hůbsch frow; 46,25 eyn árm kynd; 48,40 keyn gůt werck; 50,34 das hôchst gůt; 54,34 keýn stroff; 56,90 das rốmsch rich; 58,1 wer grósz arbeyt; 61,62 wer víl lust hat; 64,43 eyn bốsz frow.

2. Hebung:

16,49 wer wyns und feíszt dings flysset sich; 24,5 die gántz welt; 46,11 der wísz man; 46,59 áll worheyt; 52,3 ált wib; 65,44 das gántz jor.

3. Hebung: (selten!)

33,37 sýn frow

4. Hebung.

Die überwiegende Mehrheit der Verstöße ist auf der 1. Hebung.

Tritt ein Verbum unmittelbar so vor oder hinter ein Substantiv, daß es von dessen Stammsilbe nicht durch eine Senkungssilbe getrennt ist, so wird es in der Regel enklitisch. Bei Brant kann es jedoch, wenigstens am Versanfange, den Akzent tragen.

α) vor dem Substantiv:

1. Hebung:

16,52 dem wúrt krieg und vil unglücks me;
28,16 es syg gůtthât; 31,7 und nýmbt zyl;
37,21 und íst vorcht gar eyn bôser knecht;

38,58 der sóll gott wol vor augen han
41,27 der mûsz mål han
53,7 es ist nyd, eyn so tôtlich wundt u. v. a.

2. Hebung:

56,82 das jm nit wérd schad, spott und schād
22,10 in råtten ist wiszheyt gar werdt
66 β und darjnn súcht lust freud und ler.

3. und 4. Hebung —.

β) nach dem Substantiv:

1. Hebung:

16,25 wyn máchet usz eym wysen man
19,35 zung ist eyn ungerüwigs gût
46,84 schenck némen; 47,1 golt lászt;
48,66 varb brénnend u. v. a.

2. Hebung:

17,25 die erst frag ist
38,87 gang hyn, sünd ným
11,20 wer hye sünd dút der lidt dort pin.

3. Hebung: (selten!)

23,34 denn die allzyt glück hátten hye
29,26 alleyn das hertz got kúmen dut.

4. Hebung: —.

Im Mhd. konnte ich für diese und die vorhergehende Akzentdrückung keine unzweifelhaften Analoga finden.

Auch die durch Verba verursachten Akzentversetzungen entfallen meist auf die 1. Hebung, wo sie ja als ziemlich leicht empfunden werden. In den meisten Fällen, wo in der Versmitte oder im Versende unmittelbare Anlehnung eines Verbs an ein Substantiv stattfindet, ist die etwaige Akzentdrückung nicht auf Rechnung des Verbums zu setzen, sondern meist eines anderen in unmittelbarer Anlehnung befindlichen Enklitikons auf der entgegengesetzten Seite. So kann in 23 β und 3: „und ér glück háb“ nicht „hab“ akzentraubend sein sondern das schwachlautigere und obendrein voranstehende

Pronomen „er"; ähnlich 41,44 so mán mesz hát und 22,18 wer mích frü súcht, der fyndt mich[1]).

Auf der 4. Hebung konnte ich auch hier keinen Verstoß finden, denn 56,90 das rômsch rich blibt so lang got will ist doch schwerlich als solcher aufzufassen.

In einigen wenigen Fällen entzieht ein Substantiv dem anderen den Ton, besonders, wenn es in attributiver, meist genitivischer Abhängigkeit von diesem steht:

28,9 I dann gótts gnad; 44,33 I dem húsz gottes (= Gotteshaus); 23,26 II denn aller wélt glück; 24 α II aller wélt sorg.

Ein besonderer Fall: „Substantiva bei Aufzählungen" soll in anderem Zusammenhange noch besprochen werden.

2. Adjektiv, Possessivpronomen, Zahlwort, Prädikatsnomen und nominales Adverb.

Adjektiva, ferner Possessivpronomina, Zahlwörter, nominale Adverbia und Prädikatsnomina, welch letztere an lautlichem und begrifflichem Werte einem Adjektiv gleichzustellen sind, werden sehr häufig logisch hervorgehoben in der Weise, daß sie einem anderen Worte ihrer Art in ausgesprochener oder gedachter Antithese gegenüberstehen. Brant hat eine große Vorliebe für Antithesen und betont sie in den meisten Fällen richtig mit deutlicher Hervorhebung des antithetischen Sinnes. Doch stehen die Fälle nicht vereinzelt da, wo der in der Gegenüberstellung beabsichtigte Nachdruck durch Tonentziehung nicht zur Geltung kommt. Am ehesten ist es noch möglich, den fehlenden Nachdruck durch Tonhöhe zu ersetzen, wenn das logisch hervorgehobene Wort im Auftakt steht; öfters ist auch der zweite Teil der Antithese gleichzeitig nicht betont.

Im Auftakt:

V 18 ein schíff môcht die nit all getragen.

---

[1]) Helm setzt die Tonentziehung daher zu Unrecht auf Rechnung des Verbs in: das ich dir oúch Lon gében soll oder in: das íhn gott wólt ein könig geben u. a., mit Recht aber in: das einr Herr íst, der ander . . .



18,8 I und III zwen hásen vohen mít eym hund
23,10 eyn frůndt den andern oft besieht
40,15 eyn krébs den andern schaltt
sechshundert tusend . . . fůrt gott usz
47,34 zwen kómen jnn das globte land
wer heylen wil mit eym ungent
55,23 all tríeffend ougen, rot verblent

Stark hervorgehoben mit Hinweis auf das Folgende:

56,42 keyn gwált uff erd so hoch ye kam (. . . der nit . . .)
64,63 dry díng man nit erfüllen mag.

Ebenso 64, 69.

Sonstige auf der 1. Hebung:

18α I und III der fócht zwen hasen úff eyn mol
18 β wer meynt zweyn herren dienen wol
18,3 denn wó zwen herren hat eyn knecht
18,27 und wér vil wyn versůchen důt
den dunckt doch nit eyn jeder gůt.
22,18 wer mích frü sůcht, der findt mich
31,19 das sélb morn kumbt dañ nyemer me
32,3 den wélch wol will die důt selb recht
(welch übel will . . .)
46,64 hattént altt råt, gelert und grysz.

Auf der 2. Hebung:

18,11 wer schiessen úsz vil armbrust wil
40,5 und schylt eyn nárr den andern narren
64,16 der eyns lycht mácht, das ander swår.

Auf der 3. Hebung:

18,7 wer jagen wil und úff eyn stund
18,8 zwen hasen vohen mít eym hund
12,26 sellig ist der gat úff mym weg.

Auf der 2. und 3. Hebung ziemlich selten, auf der 4. Hebung —.

Ein Analogon aus Wolframs Parcival ist:

740,5 sie wårn doch bêde eins mánnes kind.

Ebenso Willeh. 384,24 u. 28.

Überaus zahlreich sind die Fälle, wo einem nicht rhetorisch hervorgehobenen Wort dieser Gattung durch ein anderes der Ton entzogen wird. Die Härte dieser Akzentdrückung ist sehr verschieden je nach Umgebung und Stellung des betreffenden Wortes im Vers.

1. Hebung:

17,7 das ér vil zů verlieren hat
16,65 vil wúrden bald; 18,16 der íst recht
26,9 recht hát er; 30,7 acht hán
33,74 dem gschícht recht.

2. Hebung.

16,91 der wyn ist gár senfft am jngang
22,4 mercken all díe
22,17 wer mich lieb hát, den lieb ouch ich
26,42 Cresus und dér grosz Pompejus
29,32 das ér reyn syg
39,8 vor den man sích lycht hůtten kan
42,7 eyn wyser íst nütz der gemeyn
48,16 do findt man súnst dryg oder zwen.

3. Hebung:

19,20 die schwåtzen me dann jń gůt werd
22,6 besser dánn all welt
39,8 nym recht úsz der scheyd
52,9 dick úmb die oren

4. Hebung —.

Außerdem: 16,7 II; 19,51 III; 19,94 III; 26,7 II; 26,9 I; 26,81 III; 26,91 I; 28,10 II; 28,27 III; 33,40 II; 35,36 II; 39,6 III; 39,24 III; 45,32 I; 35 γ II; 47 α I; 48,6 I; 48,28 I; 49,13 II; 49,33 II; 50,16 I; 55,27 II; 57,76 I; 57,91 III; 58 γ II; 60,20 I; 61,24 I; 63,24 II; 63,23 I; 63,61 II; 63,61 I; 65,12 I; 65,78 I; 66,35 II u. a.

Schon im Mittelhochdeutschen sind Betonungen dieser Art nicht ungewöhnlich, z. B. Nibelungenlied: XVI 1644,3 nam síe zwelf (Versmitte); XVII 1852,2 starc únde.

B) EINEM VERBUM WIRD DER TON ENTZOGEN.

Viel häufiger noch wie dem Nomen entzieht ein Formwort dem Verbum den Ton. Doch wird dieser Verstoß bei

weitem nicht als so hart gefühlt, weil das Verb meist nicht hauptbegriffstragend ist, sondern vielmehr die Begriffe nur verbindet. Fast unmerklich ist der Tonunterschied eines Formworts gegenüber Verben von der Art „werden, sollen, müssen, sein, haben“, auch da, wo diese nicht Hilfszeitwörter sind; besonders leicht, wenn das Formwort nachsteht. In diesen Fällen, ferner im Anlaut, und da, wo das Verb sich an ein neben ihm stehendes starktoniges Wort anlehnt, muß die Tonverletzung unter dem nivellierenden Einfluß des Rhythmus verschwindend klein erscheinen. Z. B.:

das mán macht zám eyn yedes thier
oder das man syn nåst findt únd die jung
„ eyns dünen rock acht mán yetz nüt
„ loszt sích mit schlechtem wynd benůgen
„ gloub mír fürwor es ist keyn spot
„ Crates syn geld warff jn das mer.

Dagegen muß es unter allen Umständen als Verstoß angesehen werden, wenn ein viellautiges, durch die Aussprache das Tempo der Rede verzögerndes Verb wie „strafft“, „råchnt“ unbetont bleibt, obwohl diese Fälle auch im Nhd. nicht selten sind.

1. Hebung, leichtere Fälle:
16,32 das síe syn sollten
16,79 das mán würd ettwan geben mer
17,2 die grôszt dorheit jn aller welt
ist dás man eret für wiszheit gelt
30,31 merck wér vil pfrunden haben well.

Schwerere Fälle:
16,7 und ér wer eýn tåglícher riff
20,9 was ér weisz
20,33 I und II was mán fyndt únd kumbt eym zů husz
66,57 I und II Marinus noch dem mer die welt
råchnt únd hat drán gar wůst gefålt.

Besonders häufig auf der:

2. Hebung; leichtere Fälle:
16,92 zůlétzt sticht ér doch wie ein schlang
17,20 o pfenning mán důt dir die ere

26,63 darumb gibt ér uns ettwan nüt
28,30 ob gott well dás man murmlen soll.
Schwerere Fälle:
16,70 II und III das gbürt dir dér spricht só wart ich (sehr hart!)
19,82 der wis schwigt únd beit kunfftig zytt
28 β übel ging és in allen sachen
34 α manchem dunckt ér wer witzig gern
47,11 dar umb narr nít frog noch dem husz.
3. Hebung (meist leichter Art):
16,74 eyn strick am hals wer eým gesundt
17,17 die wile der arm stat vór der tůren
27,30 der truckery sint wír dann fro (sehr leicht).
Hart ist wegen der Antithese:
26,64 und das er gibt, nymbt ér zů zyt.
Im Mhd. auf dem ersten Versfuß häufig. Nibelungenlied:
XII 1302,4 huop sích; XII 1283,3 sach mán;
XIII 1341,2 mŏht éz mit; XV 1652,4 kund éz niht
XVI 1714,4 vor dén möht ich; XIV 1999,4 ér wart
Wolfram, Parcifal:
780,17 sach zů́ dem Plimizoele komn
vielleicht auch ebendort:
511,25 dâ hœrt ir únd seht manege diet.

In seltenen Fällen wird einem Verbum durch ein Nomen, resp. ein Wort mit dem Tonwert eines solchen, der Ton entzogen. Diese Akzentdrückung ist meist leichter Art:
19,70 I wer víl lügt der ist nyemans fründ
26,93 II eyn narr wünscht sýnen schaden dick (ganz leicht!)
38,3 II und wie er récht haltt syn diget
38,75 I hett Máchabeus sich verlon (ganz leicht!)
46,4 II do yedermán sicht
48,83 II und so man láng schwŏrt jn und usz
66,84 II im narrenschýff fůr er ouch mit.

Ganz selten entzieht ein Verb, besonders Hilfsverb, einem anderen den Ton:
5,19 I der wúrt thůn
13,67 II David liesz wéschen Bersabe (liesz ist logisch hervorgehoben!)



29,9 I und kán sagen
41,24 I der mŭszt syn gar eyn guter knecht.

c) EINEM FORMWORT WIRD DER TON ENTZOGEN.

In dem Verse: „der håher eýn spottvogel ist“ wird der unbestimmte Artikel eyn zu Unrecht deiktisch gemacht und dadurch in einen gar nicht vorhandenen Gegensatz zu anderen „spottvogeln“ gebracht. In: „Cresus und dér grosz Pompeius“ wird der Artikel „der“ zum Demonstrativum, was hier um so widersinniger erscheinen muß, als nur ein bestimmter, bekannter Feldherr gemeint sein kann. Umgekehrt tritt auch häufig der Fall ein, daß ähnlich wie beim Adjektivum usw. ein oder mehrere deiktische oder in Antithese zu einander stehende Formwörter in die Senkung treten. Dieser Verstoß wirkt aus logischen Gründen schon so hart, daß es daneben fast nicht ins Gewicht fällt, ob eine stark- oder schwachtonige Silbe die tonentziehende ist. Ich hebe unter der großen Auswahl nur die markantesten heraus:

1. Hebung, am leichtesten im Auftakt.

12,6 des ánschlag....
hett sich Adam bedacht vor basz }
12,12 ee dánn von dem apffel asz }
12,94 disz káppen; 16,1 der dŭt eym narren an die schů (..der..); 16,61; 22,12 ztot zŭ mir eyn.
16,70 I und II das gbürt dir dér spricht so wart ich
22,29 die plág; 29,7 wann ér schon ander sterben sieht
29,8 bald hát eyn ursach
29,10 I und III der wás zů wild, der séltten fro
29,11 I und III der hát diez únd der jhens getan
33,50 die wŭrt so schamper (... das ...)
47,8 I und III hie hát er plag dort lydt er pyn
47,9 hie músz er burd des karrhen tragen
47,10 dort wúrt er ziehen erst, im wagen
58,12 ich bín mir aller nåchst verwandt.
62,24; 65,28 I und II usz gótt, jnn gótt alleyn soll gon
67,15 I und III so láng das wårt, bisz ér würt arm
105,43 solt, wíe er dût, dûn yederman.

2. Hebung:

Pr. 39 er heisz dann wíe ich bin genant
der narr Sebastianus Brant.
21,15 wann er das láster an sich hat (. das .)
23,11 eyn vatter strófft offt synen sůn
46,54 wie werstu so báld schoch und matt (.. wann)
63,1 der båttel hát auch narren vil
u. a. (siehe auch unter 1. Hebung!)

3. Hebung:

12 α wer nit vor gürt ee dánn er rytt
12,5 wer sich bedenck noch dér gedat
die groszt dorheit jn aller welt }
17,2 ist das man eret vor wíszheit gelt }
17,8; 19,65 wer vil redt der redt díck zů vil
der ist eyn narr der understot }
18,2 der welt zů dienen únd ouch got }
33,46 keyn liebern will ich, wén dich han
und hat ganz acht uff end der erd }
66,74 wust nit, was end jm wás beschert }
u. v. a. (siehe auch unter 1. Hebung).

4. Hebung: —

Auch schon im Mhd. wird hiergegen gelegentlich verstoßen, vgl. Iwein:
146 eins dínges ích dich troéste und vielleicht:

Wolfram, Parcifal
511,16 dâ hoeret dienst vor únde nâch.

Im übrigen möchte hier noch der Fall zu erwähnen sein, daß in trennbaren Verbalkompositis der adverbiale Bestandteil, meist zugunsten des sonst minder betonten Verbs, in die Senkung tritt. Wo eine tatsächliche Trennung nicht vorliegt, sind Tonversetzungen auf Verbalkompositis unter „Wortakzent“ (S. 17 ff.) behandelt worden, wo sie dann auch hingehören.

V 122 I sie gånd har wie die wilden thier
22,8 I stellén noch wiszheit macht und tag
37,31 III wer waltzt eyn steyn uff jn die hôh
63,9 III trág her plus; 64,67 III hốr uff un;

64,26 I die rícht usz
66,17 I wie mán usz mit eym ståcklin råch
66,72 II vócht an; 102,80 II gát umb;
110 α II rícht usz; 98,13 II gespreít usz.

Die Zahl dieser Verstöße ist nicht groß!

In wie weit Formwörtern außer in den behandelten Fällen der Ton entzogen wird, lohnt meines Erachtens nicht der Betrachtung. Die deutsche Sprache, die unter allen heutigen Sprachen logisch vielleicht am konsequentesten ausgebaut ist, hat allerdings auch unter den Formwörtern noch eine mannigfach abgestufte Betonung. Die gebundene Rede aber kann unbeschadet des Sinnes mit Recht unter den schwachlautigen einsilbigen Formwörtern Versetzungen für erlaubt halten. Sowohl die Dichter vor als nach Brant setzen sich über solche kleine Tonabstufungen unbedenklich hinweg.

Pr. 4 I das mán sie nit durfft anders baden
Pr. 11 I das sié vor såssen
Pr. 25 I und sích die form geschicket hat
V. 57 III ein wiser findt das ín erfreydt

halte ich für durchaus unanstößig, umsomehr da es ja oben auch als ziemlich geringfügige Tonversetzung angesehen werden mußte, wenn ein Verb oder Nomen in schwachlautiger Stellung — also etwa bei Anlehnung an ein anderes Wort oder im Anlaut — an ein Formwort den Ton abgab. Helm hat zwar auch diese Fälle wieder mit großem Fleiß, aber wenig nutzbringend, zusammengestellt, denn wie aus den Beispielen erhellt, sind Schwankungen schon im Prosaton möglich, wie geringfügig müssen diese Tonversetzungen erst in rhythmischer Rede erscheinen!

AKZENTDRÜCKUNGEN BEI AUFZÄHLUNGEN.

Von dem Grundsatze, Substantiven den Ton nach Möglichkeit nicht zu entziehen, sind die Dichter von jeher notgedrungen abgewichen bei Aufzählungen. Treten in einem solchen Falle mehr als 2 einsilbige Substantiva nebeneinander, so können auch im freien Rhythmus nicht alle einen Akzent

erhalten, wenn nicht 3 oder mehr betonte Silben unmittelbar aufeinander folgen sollen.

Deshalb betont

Vrîdank 93,6 ròs schilt spér hùbe unde swért [1])
Tristan 665 gèl brun rót grüen unde blá

Aber während die mhd. Dichter solche Aufzählungen vermieden oder sich durch eingefügte Konjunktionen zu helfen suchten resp. tunlichst 2-silbige Worte verwendeten, wie z. B.

Walther 69,28 [2]) vélt unde wált, loup rőr und grás
„ 15,18 [3]) wól dir spér kriúz unde dórn
„ 25,13 dem stúol ze Rőme, spér kriùz und krőne
„ 87,37/38 dícke schálkhaft, zéren blínt,
zúngen oúgen óren sínt
„ 36,17 und 102,20

wobei ihnen allerdings der freie Rhythmus noch zu Hilfe kommen konnte, tut Brant nichts zu ihrer Vermeidung, bemüht sich aber doch durch gelegentliche Senkungssilben, die Monotonie und Härte dieser Bedeutung abzuschwächen:

Nomina.

V. 15—17 galleen, fúst, kragk náwen parck kiel, wéydling,
hornach rennschiff starck schlytt kárrhen . . . .
4,17 rôck, méntel, hembder und brustdûch
14,31 keyn nárr aff ésel oder schwyn
17,31 all kúnst ere wíszheyt ist umb sunst
26,18 sint sie doch bleích, siech, úngestalt
26,46 an sůn, fruw, dóchter, stat und rich
33,62 wer hat eyn hübsch, schon, wéltlich frow
47,15 und ist gar bréyt, glatt wólgebaut
52,7 der hat vil záncks, leyd, háder we
55,14 undér jung ált kynd frówen man
65,27 all unser wórt, werck, thůn und lon
77,79 keyn zórn, flůch, schwür, usz stoßen gantz
u. v. a.

---

1) Kauffmann, Deutsche Metrik, Marburg 1907.

2) Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts, Leipzig 1864. Lachmann liest 8,31: vélt walt loúp rór unde grás.

3) Lachmann, Die Gedichte Walthers v. d. Vogelweide, Berlin 1853.

Verba.

30,22 der bstéllt, duscht, koúfft so manig pfrůn
41,30 was yeder nárr red kláff o kallt (von kallen = zetern)
60,14 er sytz, lyg, rítt, gang wó er stat
63,89 der spíelt bůbt hált sich üppeklich

u. u.

Formwörter.

29,19 wo wénn und wie ist jm nit kund
31,α wer singt cras crás . . .
31,10 die allzyt süngen mórn morn mórn
44,10 und schnípp schnapp mit dem holzschůch machen
46,21 we wé dem erterich; u. a., meist sehr harmlos!

SCHLUSSBETRACHTUNG.

Das aus dieser Durchsicht resultierende Urteil über Brants Rhythmik kann kein günstiges sein. Doch wie schon oben im Einzelnen auf Züge hingewiesen werden konnte, in denen eine gewisse Berücksichtigung der natürlichen Betonung sich geltend machte, so können auch ganze Abschnitte in fortlaufender Rede angeführt werden, die das gleiche bekunden. Geradezu in die Augen springend ist Brants Bemühen, Antithesen richtig herauszubringen, obwohl ihm auch hier manche Vorstöße unterlaufen sind.

Einige Proben erhellen dies am besten, 22, 12—24:

Stot zů mir eyn, spricht die wisheyt
durch mích, die kunig hant jr kron
durch mích, all gsatz zů reht uff ston
durch mích, die fürsten hant jr landt
durch mích, all gewålt jr rehtspruch hãd
wer mích lieb hat, den lieb ouch ích
wer mích frü sucht, der fynd(e)t mich
by mír ist richtum, gůt, und ere
mich hat besessen gott der herre
von anbegynn jn ewikeyt
durch mích hat gott all ding bereit
und ón mich ist gar nüt gemacht
wol dém, der mich allzyt betracht

und 58, 15—26:

der will verderben ee dann rytt
der jm nit segt, und ándern schnyt

und wér eyns ándern kleydt mit flisz
süfert, und ér das sýn beschissz
wer leschen will eyns ándern husz
so ǰm die flām schleht oben usz
und brennt das sýn jn alle macht
der hat uff sýn nutz wenig acht
wer fürdern will eyns ándern karr
und hyndern sích, der ist eyn narr
wer sich mit frǒmbder sach belad
und sélbst versumbt, der háb den schad
u. so fort.

Dennoch muß Brants Verskunst nach dem Maßstabe heutiger Anforderungen als eine tiefstehende bezeichnet werden! Aber auch wir haben erst seit Opitz und Klopstock eine nach Sprachgesetzen und mannigfachen Tonabstufungen geregelte Metrik; eine Schriftsprache im heutigen Sinne gab es zu Brants Zeiten noch nicht. Nur so ist es zu verstehen, daß die von Brant zum erstenmal systematisch streng durchgeführte Regelmäßigkeit der Verse von den Zeitgenossen als ein Hauptverdienst gepriesen wurde. So sagt Hutten von ihm:

Qui Germana nova carmina lege facit
Barbaraque in numeros compellit verba ligatos.

Was Brant selbst von seiner Verskunst hält, sagt er nicht undeutlich in der Protestatio zum „Narrenschiff“:

36 sins diechters darff es sich nit schammen

und er lehnt die gleich nach dem Erscheinen des „Narrenschiffs“ von anderer Seite versuchten Überarbeitungen ab mit den Worten:

Pr. 7—10 vil mancher hat noch sym geduncken
noch dem villicht er hat getruncken
nuw rymen wellen daran hencken.

Dennoch seien leider:

Pr. 19/20 ander rymen dryn gemischt
denen kunst, art, und mosz gebryst

aber, so schließt er die Protestatio mit scherzhaftem Selbstbewußtsein:

Pr. 38—40 es kan nit yeder narren machen
er heisz dann wie ich bin genant
der narr Sebastianus Brant.

Er sollte Recht behalten! Nur wenige seiner Zeitgenossen und dichterischen Nachfolger haben ihn in der Form erreicht, keiner hat ihn übertroffen. Brant selbst war seit anderthalb Jahrhunderten der erste, der wieder nach einem rhythmischen Gesetz dichtete.[1])

Denn Sprache und Verskunst lagen zu jener Zeit fast völlig darnieder; aus der mittelhochdeutschen Zeit war nur noch eine schwache Tradition überkommen. Diese fand der Hauptsache nach in der Anwendung des 4-hebigen in Hebung und Senkung regelmäßig abwechselnden Reimverses ihren Ausdruck. Ansätze zu diesem alternierenden Rhythmus machten sich schon in der mittelhochdeutschen Blütezeit geltend, seit Konrad von Würzburg wurde er zur Regel, und die Meistersinger paßten ihm einerseits in widersinnigster Weise die Sprache an und entstellten ihn andrerseits in der Suche nach neuen „Tönen" bis zur Unkenntlichkeit.

Hieran muß sich notwendigerweise die vielumstrittene Frage anknüpfen, ob wirklich die Dichtungen des 16. Jahrhunderts an die überkommene Tradition anknüpfend in Hebung und Senkung regelmäßig abwechselten ohne Rücksicht auf den Sprachakzent, oder ob sie mit freiem Rhythmus zu lesen sind.

Alfred Kühn gibt in der Einleitung zu seiner Dissertation über Rhythmik und Melodik Michel Beheims, Bonn, 1906 eine dankenswerte Übersicht über den jetzigen Stand der Frage. Danach läuft der Streit im wesentlichen auf 2 entgegengesetzte Ansichten hinaus, die sich in folgende Punkte zusammenfassen lassen:

1. Die natürliche Betonung bleibt in ihrem Recht. Auszugehen ist vom altdeutschen vierhebigen Reimvers. Als Konsequenz ergeben sich alle Freiheiten des altdeutschen Verses als fehlender Auftakt, Fehlen und Mehrsilbigkeit der Senkung.

Diese Ansicht ging aus von Goedeke[2]) und wurde von

---

[1]) Vgl. Zarncke, Friedrich, Ausgabe von Sebast. Brants Narrenschiff, Leipzig 1854. S. 288.

[2]) Goedeke, Karl, Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts: Dichtungen des Hans Sachs I² XVI ff. — Ders., Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts: Gedichte von G. Rudolf Weckherlin XVIII ff.

den übrigen Anhängern der natürlichen Betonung im wesentlichen festgehalten. Goedeke hält Silbenzählung für ausgeschlossen, ebenso den regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung. Er sagt, es könnten 2 Hebungen oder 2 Senkungen nebeneinander stehen, jedoch nie mehr; da aber jede Hebung mit der zugehörigen Senkung ein Ganzes bilde und jede derselben einsilbig sein müsse, so käme im Endresultat tatsächlich doch eine festbestimmte Silbenzahl heraus. Hieraus schloß Sievers[1]) auf einen gesetzmäßigen Ausgleich in der Silbenzahl der 4 Versfüße innerhalb des Versschemas. Fehlen oder Stehen des Auftakts, Mehrsilbigkeit oder Fehlen der Senkung bedingen an anderer Stelle zwei- oder einsilbige Senkung, Fehlen der Senkung, Mehr- oder Einsilbigkeit oder auch Fehlen des Auftaktes. Sievers läßt auch Auflösung der Senkung zu. Dies scheint jedoch nicht im Sinne Goedekes gelegen zu haben, denn er sagt in der Vorrede zu den Dichtungen des Hans Sachs I S. XVI: „Da ihre Verse im allgemeinen einen jambischen Gang haben, zählte sie (sc. die Kunst des 16. Jahrhunderts) die Hebungen, ohne sich an den strengen Wechsel der Hebungen und Senkungen, die immer nur durch eine Silbe ausgefüllt werden können, zu binden" und in der Vorrede zu Weckherlins Gedichten S. XXI: „. . . . mit der Beschränkung, daß niemals mehr als 2 Senkungen oder Hebungen unmittelbar zusammentreten durften und jede Senkung (und jede Hebung) nur durch eine einzige Silbe ausgedrückt werden konnte". Goedeke erklärt sodann Hans Sachsens und Weckherlins Versbehandlung nicht metrisch, sondern rhythmisch-musikalisch; somit würden wohl auch in Sievers verwickeltem Silbenausgleich die einzelnen Silben als ursprüngliche Notenwerke aufzufassen sein.

Über den Einfluß der Musik wird später noch eingehender zu handeln sein. Musikalisch-rhythmische Grundsätze haben auf die Lyrik und durch diese wieder auf die Spruchdichtung des 16. Jahrhunderts eingewirkt, aber sie haben den freien Rhythmus nicht gefördert, sondern im Gegenteil die Silbenzählung und Akzentverletzung!

---

[1]) Sievers, E., Die Entstehung des deutschen Reimverses. Paul u. Braunes Beitr. XIII, S. 134 ff.

Wenn die Theorie Goedekes richtig wäre, so müßten bei natürlicher Betonung und Anwendung altdeutscher Betonungsgesetze auch in den Dichtungen des 16. Jahrhunderts überall 4 Hebungen zu lesen sein. Macht man diesen Versuch bei Brant, so ergeben sich jedoch häufig 5 (selten 3) Hebungen; auch stehen mehrfach mehr als 2 Hebungen oder Senkungen unmittelbar nebeneinander, was nach deutschen Betonungsgesetzen unstatthaft ist (Beispiele S. 52).

Die andere Ansicht lautet:

2. Die natürliche Betonung wird dem Versmaß, bestehend in 4-maligem regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung, geopfert.

Diese Auffassung wird heute von fast allen Metrikern vertreten, und eine Reihe solcher, die früher der gegenteiligen Meinung waren, haben diese jetzt mehr oder weniger modifiziert, so Sievers,[1]) so Jellinek,[2]) so vor allem Minor,[3]) der seine Erörterungen über den Vers des Hans Sachs in der ersten Auflage seiner „Neuhochdeutschen Metrik" mit einem resignierten „non liquet" geschlossen[4]) hatte.

Es ist in den bisherigen Untersuchungen, auch in der Kühns, die übrigens sehr heikle Frage immer noch nicht genügend beleuchtet worden, welche Faktoren zu den Mißverhältnissen in der Betonung der Dichtungen des 16. Jahrhunderts geführt haben. Vor allem fehlt auch eine zusammenfassende Darstellung der da und dort zerstreuten Erklärungsversuche.

Das Prinzip der Silbenzählung in den Dichtungen des 16. Jahrhunderts kann keine primäre Erscheinung sein. Eine solche wäre sie, wenn der deutsche Achtsilbler einfach voraussetzungslos als eine Übernahme aus der romanischen Verstechnik zu gelten hätte. Die romanische Silbenzählung hat unstreitig auf den deutschen Vers eingewirkt, aber sie ging neben ihm her und bewirkte nur, daß die tatsächlich schon

---

[1]) Paul und Braunes Beitr. XXVIII S. 458.

[2]) Paul und Braunes Beitr. XXIX S. 356 ff.

[3]) Minor, J., Neuhochdeutsche Metrik, 2. Aufl., S. 333—346. Straßburg 1902.

[4]) Vgl. S. 50.

bestehende Normierung der Silbenzahl nun auch zum Prinzip wurde.

Die Wurzeln des deutschen Achtsilblers, resp. überhaupt der normierten Silbenzahl liegen in der Entwickelung der deutschen Sprache: sie trägt die Tendenz des regelmäßigen Wechsels von Hebung und Senkung durch die Wortbetonung in sich. Mit der zunehmenden Verstärkung des Tons auf der Stammsilbe der Worte trat eine zunehmende Schwächung des Nebentons auf den Ableitungs- und Flexionssilben ein. Die Folge war, daß die Stammsilben schließlich den Ton ganz an sich rissen, die Bildungssilben aber fast tonlos wurden und sich abschwächten zu e oder i.

Es gab sonach schließlich im einfachen Wort überwiegend starktonige und tonlose Silben, während die Zahl der nebentonigen sehr im Schwinden begriffen war. Diese Entwickelung, und der hieraus resultierende große Reichtum an zweisilbigen Wörtern gegenüber dem Althochdeutschen, ergab bei alleiniger Betonung der Stammsilben notwendig eine Tendenz zum alternierenden Rhythmus.

Diese Entwickelung wurde sicher wesentlich gefördert durch die Lyrik des 12.—15. Jahrhunderts. Sie ist Gesangslyrik und für den musikalischen Vortrag bestimmt. Dieser aber hat eine in sich begründete Vorliebe für die wohllautende Abwechselung von Hebung und Senkung. Auf alternierenden Rhythmus weist auch die leichte Versfüllung der Vor- und Bildungssilben hin, die im 16. Jahrhundert vielfach zu deren gänzlicher Unterdrückung beitrug. Z. B.

Heinrich von Morungen M. F. 137 (10—16):

Frouwe, wilt du mich genern,
Sô sich mich ein vil lützel an.
Ichn mac mich langer nicht erwern,
Den lîp muoz ich verloren han.
Ich bin siech, mîn herzẹ ist wunt.
Frouwe, daz hânt mir getân
Mîn ougen und dîn rôter munt.

Reinmar M. F. 164,30—38:

In disen boesen ungetriuwen tagen
Ist mîn gemach niht guot gewesen:
Wan daz ich leit mit zühten kan getragen



Ichn könde niemer sîn genesen.
Taet ich nâch leidẹ als ichz erkenne,
Si liezen mich vil schiere, die mich gerne sâhen eteswenne,
Die mir dô sanfte wâren bî.
Nu muoz ich fröide noeten mich
Dur daz ich bî der werlte sî.

Heinrich von Veldeke M. F. 63,20:

Got sende ir ze muote
Daz sie ez meinẹ ze guote,
Wan ich vil gernẹ behuote
Daz ich ir iht sprechẹ ze leide
Und iemer von ir gẹscheide.

Walther von der Vogelweide, Lachm. 8, 28—33:

Ich hôrtẹ ein Wazzer diezen
Und sach die vische fliezen;
Ich sach, swaz in der werlte was,
Velt walt loup rôr unde gras;
Swaz kriuchet unde fliuget
Und bein zer erde biuget.

Desgleichen dann auch in der Epik:

Hartmann von Aue, Der arme Heinrich V. 903—909:

Des fröute sich diu reine maget.
Do es vil kûme was getaget
Dô gie sî dâ ir herre slief.
Sîn trûtgemahel ime rief,
Sî sprach 'herre, slâfent ir?'
'Nein ich, gemahel, sage mir,
Wie bistu hiute alsô fruo?'

und V. 321—325:

Sî hete gar ir gẹmüete
Mit reiner kindes güete
An ir herrẹn gewant,
Daz man sî zallen zîten vant
Undẹr ir herren fuoze.

Konrad von Würzburg, Schwanenritter V. 19—30.

Er kwam geriden in ir lant
Mit gewaldeclicher hant
Und mit so grozzer hereskraft
Daz sich die frawe tugendhaft
Mit nichte konde sin erwern
Wan er begonde sie verhern

Mit raub und auch mit brande
An luden und an lande
Wart ir verlust vil manegfalt
Kein ritter was in ir gewalt
Der imę geturste widerstan
Ir dienstlude sie verlan.

Durch diese Entwickelung der deutschen Betonungsverhältnisse, ferner durch die musikalisch-rhythmische Tendenz der Lyrik hatte sich der regelmäßige Wechsel von Hebung und Senkung aus sich selbst heraus eingebürgert. Damit tatsächlich auch in einem großen Teil der Dichtung die Gleichheit der Silbenzahl. Eine bewußte Silbenzählung trat dann ein unter französischem Einfluß.

Der romanische Vers beruht durchaus auf der Silbenzählung. Dieser Gebrauch ist von den spätrömischen Dichtern auf die romanischen Völker gekommen. In der Frage, aus welchen Ursachen und Quellen die deutsche Silbenzählung herzuleiten ist, muß dem Einfluß der romanischen Technik unbedingt ein großer Anteil zugestanden werden. Es kann hierbei der Hauptsache nach nur der französische Vers in Betracht kommen. Dieser beruht jedoch nicht auf dem Prinzip regelmäßigen Wechsels von Hebung und Senkung; er hat noch nicht einmal eine festbestimmte Anzahl Versfüße (Takte) und ausgesprochenen Tonfall, sondern der Gebrauch der Silben und die Zahl der Akzente ist freigestellt. Die natürliche Wort- und Satzbetonung wird innegehalten. Von einem Versschema läßt sich nur in Bezug auf den Reim und die Zäsur sprechen. Dort fällt der natürliche und der Versakzent immer auf eine bestimmte Silbe, die anderen Akzente sind willkürlich verteilt. Es ist demnach beim französischen Vers nur von einer regelmäßigen Wiederkehr des Akzents in Reim und Zäsur (evtl. auch bei mehr als achtsilbigem Vers auf einigen anderen markanten Stellen im Inneren des Verses) zu reden.

In der Glanzzeit deutschen Ritter- und Hoflebens unter Friedrich I. fand ein reger Austausch romanischen und germanischen Wesens über den Rhein statt. In jener Zeit hatte zuerst Eilhart von Oberge mit der Übertragung einer französischen Spielmannsdichtung nach französischen Stoffen und

Vorbildern gedichtet. Ganz besonders aber wurde französische Art durch Heinrich von Veldeke in das Deutschtum hinübergeleitet. Seither ging eine unaufhörliche Befruchtung der deutschen Epik durch die französische vor sich[1]). Bald dichtete ganz Westdeutschland nach französischem Muster. Vielleicht schon vor der Epik war auch die Lyrik, besonders von der benachbarten Champagne, beeinflußt worden. So fand als etwas ganz Selbstverständliches mit dem Stoff auch die Form Eingang, um so leichter, da die deutsche Poesie durch die Gewöhnung an regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung wohl darauf vorbereitet war. Jetzt erst wurde die Silbenzählung Prinzip, und zwar noch bevor der regelmäßige Wechsel von Hebung und Senkung dazu erhoben wurde. Doch war vom tatsächlichen bis zum prinzipiellen Gebrauch unter dem einzwängenden Einfluß der Silbenzählung nur ein Schritt. Eine strenge Unterscheidung von jambischem und trochäischem Gang (Jamben und Trochäen nicht im Sinne antiker Metrik!) war noch nicht herrschend. Noch Konrad von Würzburg hat beide Rhythmen; die strenge Scheidung trat erst später ein. Auch finden sich in den Dichtungen des 13.—15. Jahrhunderts unter den 4hebigen Verspaaren auch 3- und 5hebige eingestreut. Die Silbenzahl schwankt zwischen 6 und 10, jedoch bilden 4 Hebungen und 7—9 Silben durchaus die Regel. Im 15.—17. Jahrhundert wurde letzterer Gebrauch fest, auch der Auftakt wurde obligatorisch.

Neben dem Kunstgesang ging eine volkstümliche Richtung einher, die den romanischen Einfluß anfangs auch auf sich wirken ließ. Bald jedoch kehrte sie glücklicherweise in die alten Bahnen zurück. Spuren von ihr sind vielleicht[2]) bei

---

[1]) Vgl. Wingerath, Hubert, Der Ursprung des Prinzips der Silbenzählung in der deutschen Metrik. Diss. Rostock 1867.

Über den französischen Vers vgl. Minor, Neuhochd. Metrik. S. 45ff.; Stengel, E., Abriß der romanischen Verslehre in Gröbers Grundriß.

[2]) Ich betone „vielleicht“, denn ich kann mich der Auffassung Popps, „Metrik und Rhythmik Th. Murners“, Diss. Halle a. S. 1898, nicht anschließen, Murner verträte eine besondere Gattung von Reimpaaren, und es bestände ein Gegensatz zwischen der metrischen Manier Murners und seiner Zeitgenossen (bes. Hans Sachs). Murner will doch

Th. Murner zu finden, ganz besonders aber ist unser deutsches Volks- und Kirchenlied ein direkter Ausläufer jener Richtung.

Wie konnte es nun kommen, daß die Silbenzählung und das Prinzip regelmäßigen Wechsels von Hebung und Senkung im 16. Jahrhundert zu der uns bekannten sinn- und sprachwidrigen Betonung mißbraucht wurde?!

Die eine Ursache liegt in der Verwilderung der Sprachzustände jener Zeit. Die Hauptursache ist aber wohl in der Technik des Meistergesangs zu suchen, der seinerseits wieder auf die Spruchdichtung gewirkt hat.

Die Musik war schon in der Zeit des Minnegesangs mit der Dichtung unlöslich verbunden. Aber damals stand der musikalische Rhythmus noch in entsprechendem Verhältnis zur Sprache. Es ist anzunehmen, daß sich diese Harmonie zur Zeit des Meistergesangs zuungunsten der Sprache trübte. Paul weist in seiner Metrik S. 89 auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß die Silbenzählung den Meistersingern zu musikalischen Zwecken diente; auch Drescher[1]) teilt diese Ansicht. Diese meistersingerische Technik mußte besonders dann leicht gegen die Metrik verstoßen, wenn schon vorhandenen Melodien ein neuer Text unterlegt wurde, wie dies ja beim Volkslied allgemein geschah. Dann konnte allerdings der Fall eintreten, daß die Zahl der Silben einfach nach der Zahl der Noten bestimmt wurde. Inwieweit hierbei die natürliche Betonung außer Acht gelassen wurde, müßte ein Vergleich von Text

auch alternierend gelesen werden, wie Popp selber zugibt, und tatsächlich lassen sich weitaus die meisten Verse glatt alternierend lesen. Nach Popp (S. 49) kommt erst auf 268 Takte einer, der das Grundprinzip der Zweisilbigkeit durchbricht, ein gewiß recht kleiner Prozentsatz, wenn die Andersartigkeit Murners bewiesen werden soll. Hierzu kommt noch, daß die vorhandenen doppelten Senkungen fast durchweg sehr leicht sind; daher wären nach den allgemein für die Zeit geltenden Regeln viel mehr Wortkürzungen, -längungen und Anschleifungen erlaubt, als Popp vornehmen zu dürfen glaubte. Das einzige unterscheidende Merkmal zwischen Murners und Hans Sachsens Vers besteht in der freieren Behandlung des Auftakts, der bei Murner in 20 zu 100 Fällen fehlt. Doch ist hierdurch eine Abhängigkeit von der Volkspoesie bewiesen? Noch Konrad von Würzburg, ein Vertreter der alternierenden Kunstpoesie, dichtet nach Belieben mit und ohne Auftakt!

[1]) Drescher, Studien zu Hans Sachs, Marburg 1891.



und Notenschrift in den Liederhandschriften ergeben. Jedenfalls ist es denkbar, daß die damalige Sprachkunst mit den bekanntlich ungemein gekünstelten und verschlungenen Meisterweisen nicht Schritt zu halten vermochte. Doch darüber konnten sich die Meistersinger verhältnismäßig leicht hinwegsetzen, denn der musikalische Vortrag läßt Betonungsweisen, die in der Rede als Härten empfunden werden, mehr oder minder zu. Ihm ist es in weit höherem Maße als der gesprochenen Dichtung möglich, durch Tonhöhe Akzentversetzungen auszugleichen. In der Rede wird die Leichte oder Schwere einer Akzentdrückung durch den lautlichen und logischen Gehalt der Umgebung bestimmt, in der Musik daneben noch durch den Tonfall.

Von Wichtigkeit ist in dieser Frage die Auffassung der Musikwissenschaft. Auf dem 2. Kongreß der Internationalen Musikgesellschaft zu Basel vom 25.—27. September 1906 [1]) gaben Fachgelehrte ihr Urteil über die Notation des Meistergesanges ab. Danach ist die Mehrheit der Musikhistoriker, nämlich Georg Münzer, Robert Staiger und Bernoulli der Ansicht, daß die Lieder des 16. Jahrhunderts im großen und ganzen unmensuriert seien und somit zu dem silbenzählenden unterlegten Text, der auch nicht zwischen Länge und Kürze scheide, im Einklang ständen. Georg Münzer stützt seine Ausführungen vornehmlich auf Puschmanns: „Gruntlicher Bericht des deutschen Meister-Gesanges und der deutschen Versen oder Rittmis“. Darin unterscheidet Puschmann ausdrücklich zwischen skandierten und unskandierten deutschen Versen. Auf diesen Unterschied von skandierten und unskandierten Meistersinger-Versen, deren erstere natürliche Betonung beanspruchen, während allerdings Puschmann selbst in den von ihm angeführten Beispielen von skandierten Versen den Wortakzent innezuhalten nicht imstande ist, hatten schon früher einzelne Metriker, besonders

---

[1]) Bericht über den zweiten Kongreß der Internationalen Musikgesellschaft zu Basel vom 25.—27. Sept. 1906. Leipzig 1907, Paul Runge S. 17—27, Georg Münzer S. 27—33, Rob. Staiger S. 24, E. Bernoulli S. 35/36, Ergebnisse S. 36/37.

Jellinek[1]) hingewiesen. Dann fährt Münzer fort: „Der in langsamem — ungefähr gleichmäßigem Zuge einherschreitende Choral diente dazu, die Unebenheiten des Textes zu nivellieren, — daß trotzdem hier und da, bei einem Meister öfter, beim anderen weniger häufig, einmal auf eine kürzere Silbe eine kürzere Note fällt, ist ein Zeichen dämmernden Gefühls. Der Gesang mit seinen gleichlangen Noten bildete den Untergrund, auf dem nach Belieben die neuen Texte aufgetragen wurden. Freilich wird man in der Praxis nicht einen ganz starren „taktmäßigen" Gesang benutzt haben, sondern es wird der Sänger je nach seinem mehr oder weniger entwickelten Gefühl beim Vortrage hier und da ein Accelerando auf kürzere Silben angewandt haben".

In verwandtem Sinne äußern sich Robert Staiger und E. Bernoulli.

Der einzige Vertreter der gegenteiligen Ansicht ist Paul Runge. Er ist der Meinung, daß zwar über den Wert der Notationen aus deren Form nichts zu schließen sei, indem diese nur die Verteilung der Töne auf die Textsilben anzeigten. Dagegen sei es angängig, die Rhythmik und die Notenwerte aus dem mutmaßlichen Rhythmus des Textes zu bestimmen. Damit redet er dem freien metrischen Akzent das Wort und begünstigt eine willkürliche Akzentverteilung und Notenbewertung durch Verkürzung überschüssiger Silben und Streckung der Werte bei silbenarmen Zeilen. Die hieraus resultierende gänzlich unmusikalische Abwechslung von hastigem Vortrag mit schleppenden Gang (infolge Auflösung der Viertel in Achtel eventuell Sechzehntel gegenüber Dehnung in Halbe oder Ganze) bezeichnet Runge als Verwilderung des Meistergesangs.

Runge steht mit seiner Ansicht allein da, eine einleuchtende Begründung derselben ist ihm nicht gelungen.

Andrerseits scheint der angezogene Beleg aus Puschmanns „Bericht . . ." doch sehr für die Theorie Münzers, also für die Gleichwertigkeit der Notenzeichen und die silbenzählende Technik mit Nichtberücksichtigung der sprachlichen Akzente zu sprechen.

---

[1]) P. B. B. XXIX. S. 356 ff.

Es ist ferner zu erwägen, ob den Urteilen Harsdörffers und Wagenseils über die meistersingerische Technik nicht mehr Beachtung zu schenken ist, als dies Runge tut. Die betreffenden von Runge S. 24 zitierten Urteile lauten: „Die Meistersinger haben nicht die rechte Wortzeit oder den langen und kurtzen Tohn in acht genommen" und „Die Meistersinger beobachten allein die Anzahl der Sylben und der Reimen; daß aber eine Silbe lang, die andere kurtzlautend sei, das gilt ihnen gleich viel". Saran hält diese Beobachtungen für richtig, Runge kann sich von ihrer Stichhaltigkeit nicht überzeugen.

Jedoch wird die Ansicht Münzers usw. immer anfechtbar bleiben, solange es nicht gelingt, aus unzweideutigen notenschriftlichen Angaben in den Hss. die rhythmische Struktur der Meisterlieder zu bestimmen, wozu allerdings in dem bis jetzt vorliegenden Material keine Möglichkeit zu bestehen scheint.

Immerhin ist es doch von Bedeutung, daß in musikwissenschaftlichen Kreisen die Meinung überwiegt, es seien von den Meistersingern mit Vorliebe älteren Melodien neue Texte unterlegt worden, wobei nach dem Prinzip der Silbenzählung verfahren wurde. Die Meisterlieder werden von den Musikhistorikern durchweg in geraden Takten ($^4/_4$ Takt) gelesen. Der Rhythmus des Textes ist also bei Annahme theoretischer Noten-Gleichwertigkeit ein alternierender. Wie uns das Zeugnis Puschmanns beweist, der geradezu zwischen skandierten und unskandierten Meistersingerversen scheidet, war das Sprachgefühl noch wenig entwickelt. Die allgemeine Vernachlässigung der sprachlichen Akzentgesetze liegt nahe! Das folgende Lied von Hans Sachs aus dem Singbuch Puschmanns[1]) scheint kaum anders als alter-

[1]) Das Singebuch des Adam Puschmann nebst den Originalmelodien des M. Beheim und Hans Sachs, herausgegeben von Georg Münzer, Leipzig 1906.

Sonstige musikwissenschaftliche Literatur über den Meistergesang: Kurt Mey, Der Meistergesang, Leipzig 1901.

Hugo Riemann, Handbuch der Musikgeschichte, Leipzig 1907.

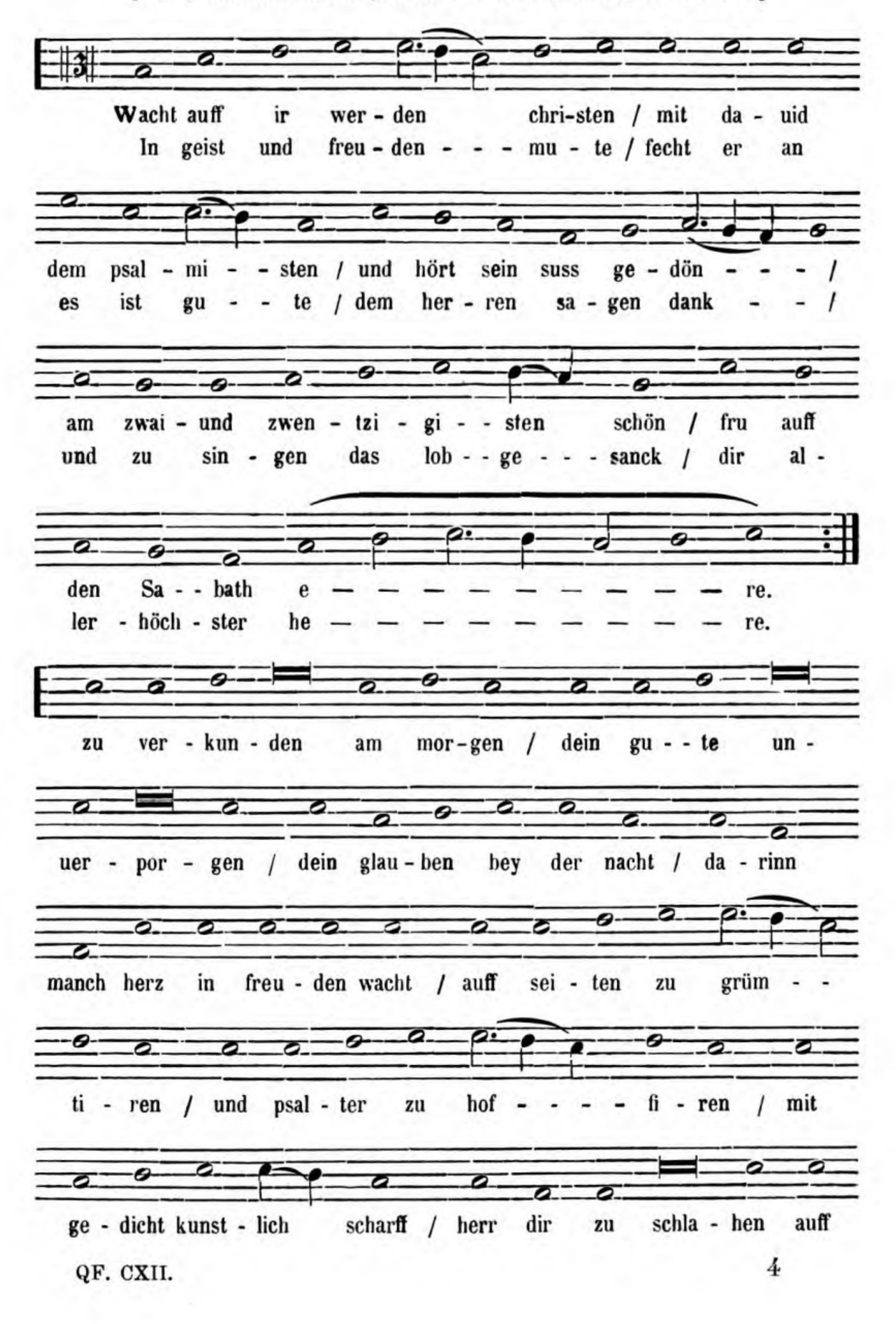
Die Jenaer Liederhandschrift, II. Bd.: Übertragung, Rhythmik und Melodik, bearb. von Ed. Bernoulli und Franz Saran, Leipzig 1901.

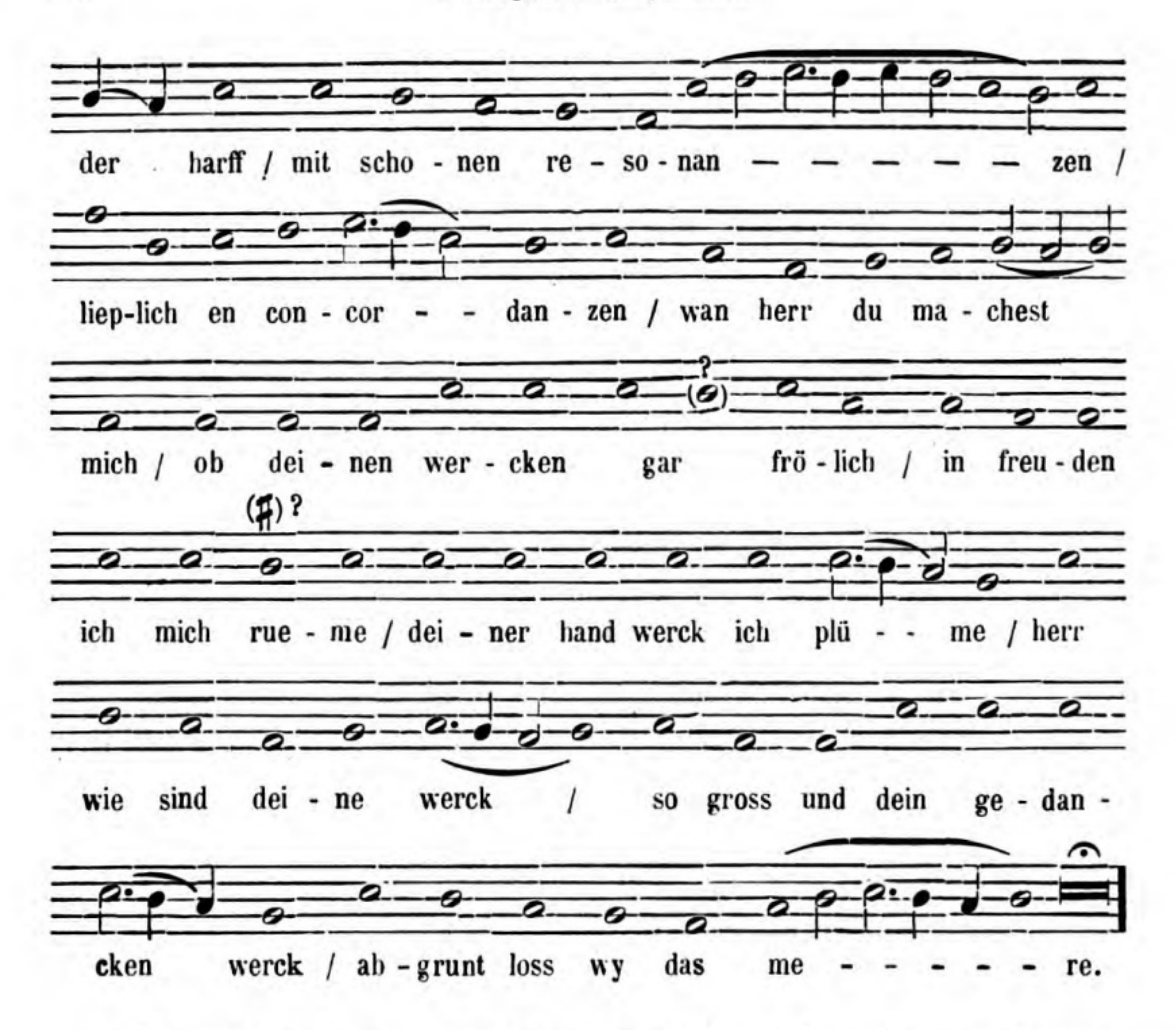
Die Sangesweisen der Colmarer Handschrift und die Liederhandschrift von Donaueschingen, herausg. von Paul Runge, Leipzig 1896, mit vorzügl. Einführung in die Neumenkunde.

nierend und mit Verletzung des Wort- und Satzakzents gesungen worden zu sein:

Hans Sachs's Morgenweise.

[Aus Puschmanns Singebuch ed. von G. Münzer Nr. 275.]





Dies ist nur ein Beispiel für viele (vgl. außerdem Puschmanns Singebuch Nr. 56, 74, 273, 274, 279 u. a.)

Daneben finden sich eine große Anzahl Lieder Hans Sachsens und anderer Meistersinger, die bei alternierendem Rhythmus fast durchgängig richtig betonen z. B.: Puschmanns Singebuch Nr. 105/6 I—X (Behaim) und Nr. 83 (Muschkenblut), ferner auch das im Kongreß-Bericht S. 26/27 angezogene Beispiel (Hans Sachs).

Sowohl Paul als Drescher halten nun eine Trennung von Meistergesang und Spruchpoesie nicht für angängig. So sagt Drescher S. 65: „Auf dem musikalisch-rhythmischen Bau der Verse beruht in letzter Linie auch diejenige Kunst, die für das bloße Lesen arbeitet, die Spruchpoesie“.

Folgende Entwicklung des deutschen Reimverses wäre nach dem im Vorstehenden Gesagten festzuhalten:

Tendenz nach alternierendem Rhythmus durch die Entwickelung von Betonung und Sprache, ferner durch die vorwiegend gesangliche Verwendung letzterer in der Lyrik

des 12.—15. Jahrhunderts bedingt. Als natürliche Folge hieraus Gleichheit der Silbenzahl innerhalb der Verspaare. Hierauf — und mit der vorigen Entwickelung auch schon gleichlaufend — Einwirkung des romanischen Verses, die zur prinzipiellen Übernahme der Silbenzählung führte. Endlich trat, wahrscheinlich unter dem Einflusse der meistersingerischen musikalischen Technik, eine weitgehende Vernachlässigung des natürlichen Wort- und Satztons ein, wie sie uns in der Spruchdichtung des 16. Jahrhunderts vorliegt. —

Freie Akzentuierung des deutschen silbenzählenden Reimverses zur Ermöglichung einer natürlichen grammatisch richtigen Betonung könnte nur als eine außerhalb der Entwicklung liegende sekundäre Erscheinung in Betracht gezogen werden. Gegen diese Akzentuierung sprechen jedoch unmittelbar aus den Werken des 16. Jahrhs. heraus folgende Umstände:

1.) Bei freier natürlicher Betonung ist in zahlreichen Fällen nicht mit 4 Hebungen auszukommen, vielmehr sind 5 und in einigen wenigen Fällen 3 Hebungen zu lesen. Es kann nicht bestritten werden, daß der 4hebige Vers Prinzip war. Noch weniger wird bestritten werden können, daß mehr wie 2 aufeinander folgende Hebungen oder Senkungen (z. B. ◡ _́ _́ _́ ◡ ◡ ◡ _́) unstatthaft sind. Aber auch dieser Fall käme bei sinngemäßem Lesen öfters vor. Schon Sommer[1]), Helm u. a. haben diesen Umstand als Beweis angeführt. Minor[2]) erblickt hierin keinen stichhaltigen Beweis für verletzte natürliche Betonung. Nach seiner Auffassung können sich nie 5 Hebungen oder mehr wie 2 unmittelbar aufeinanderfolgende Hebungen oder Senkungen ergeben, vielmehr glaubt er in jedem Falle einen auch nach heutigen und mittelhochdeutschen Betonungsgesetzen zulässigen Ausgleich durch schwebende Betonung konstatieren zu können. Daß durch schwebende Betonung ausgeglichen wurde, ist zweifellos, inwieweit diese Zulässigkeit aber zu Recht besteht, kann ich nicht entscheiden.

---

[1]) Sommer, W., Die Metrik des Hans Sachs, Preisschrift, Rostock 1882.

[2]) Minor, J., Neuhochd. Metrik. 2. Aufl. S. 333—346. Straßburg 1902.

Ich führe hier einige Fälle an, in denen ich im „Narrenschiff" 5 resp. 3 Hebungen bei natürlicher Betonung annehmen würde; dabei sind auch einige Fälle von 3 unmittelbar aufeinanderfolgenden Hebungen oder Senkungen:

11,20 wer híe sűnd dů̊t, der lidt dórt pín
12,11 hett sich Ádam bedácht vór bász
ee dann er von dem appfel asz
27,24 geduréchtet (= gedurchächtet) Egýpten lánd (3 Heb.)
38,65 doch wúrt es sích zů lést so liében
das weder lib noch sel wurt bliben
81,18 frőmbde prásser wir mít uns héym fűren (: tabernyeren
94,23 Ábsolon syns vatter tód nóch schleích
99,58 so wűrt es dánn an Róm oúch gán
99,146 bíssen die pférd jr schwåntz sélb áb.
110ª,47 éttlich die sind álso nászwísz (: spisz
110ᵇ,49 wórlich ich das sprích réd und ság

siehe auch 16,70; 18β; 18,8; 19,65; 6,77 65,75; 67,74; 70,30; 83,1; 71,1; 87,25; 110ª,96; 110ᵇ,54 u. 55; 110ᵇ,98 u. 99.

2.) Die Ansichten über das eben Angeführte und über den zulässigen Grad des Gebrauchs schwebender Betonung können immerhin geteilt sein; über den folgenden indirekten Beweis für das Prinzip regelmäßigen Wechsels von Hebung und Senkung kann jedoch kaum ein Zweifel obwalten. Englert hat in seinen Vorbemerkungen zur Rhythmik Fischarts nachgewiesen, daß im Triumphus Veritatis und in Scheidts Grobianus nie ein tonloses oder schwachlautiges Präfix an gerader Versstelle steht. Auch Brant befolgt dieses Prinzip. Ich habe schon eingangs wiederholt nachweisen können, daß bei Brant das Gefühl für die natürliche Betonung unter den Dichtern des 16. Jahrhunderts mit am stärksten entwickelt ist. Nur zweimal hat er Vorsilben betont und zwar im letzten Teil des „Narrenschiffs", den er überhaupt nachlässiger behandelt hat als den ersten. Das eine Mal steht ge-, das andere Mal ver- in der Hebung. In anderen Fällen, wo eine Vorsilbe an gerade Versstelle zu stehen käme, sehen wir sie

durch Vokalausfall unterdrückt wie in: das er nit lenger gbeittet het. Wo sie im Druck doch steht, zeigt eine Silbe zuviel im Vers deutlich, daß ein Versehen des Druckers vorliegt. Daß Brant es vermied, diese von allen Silben am wenigsten hebungsfähige in die Hebung zu setzen, ist ein Beweis, daß er dies für unzulässig hielt. Daß sie aber (außer in obengenannten zwei Fällen) nie an gerader Versstelle steht, ist in Anbetracht des ungemein häufigen Vorkommens von Worten mit Vorsilben kein Zufall, sondern beweist eben, daß die geraden Versstellen betont waren.

Noch in einem anderen Falle möchte ich bei Brant ein natürliches, hier vielleicht unbewußtes Gefühl, für richtige Betonung und einen Beweis für die Betonung der geraden Versstellen erblicken.

Wäre Brant am alternierenden Rhythmus nichts gelegen gewesen, sondern nur an der Innehaltung der normalen Silbenzahl und der natürlichen Betonung überhaupt, so hätte er beides in jedem Falle ganz leicht auf die gewöhnliche Weise erreichen können. Hier tut er aber geradezu seinen sonstigen Sprachgewohnheiten Zwang an: er schneidet die Worte in einer ihm sonst fremden Weise so zu, daß sie sich ohne Akzentverletzung in den alternierenden Rhythmus fügen, respektive eine Akzentverletzung an anderer Stelle unnötig machen. Brant brauchte diese Manipulation nicht vorzunehmen, wenn er nur natürliche Betonung forderte, wohl aber, wenn er natürlich und alternierend gelesen sein wollte.

Von diesen Erwägungen scheint mir Brant besonders in den folgenden Versen ausgegangen zu sein:

71β wer stắtes záncket wíe eyn kýndt.

Brant schreibt sonst überall ståts; er hätte die veraltete Form ståtes leicht vermeiden können und trotzdem die normale Silbenzahl erhalten durch Einschieben des ihm sonst sehr geläufigen Füllwortes gantz:

wer ståts zancket gantz wie eyn kyndt,
aber dann wäre die Flexionssilbe -et von zancket betont worden, und dies vermeidet Brant ebenso ängstlich wie die Betonung von Vorsilben (vgl. S. 7).



77,32 sollích vermýschung beíder gschlécht.
Brant schreibt sonst meist sollch. Hier verlängert er sollch um eine Silbe, um nicht die Vorsilbe ver- betonen zu müssen, wie z. B. in: sollch vérmischúng beidér geschlécht.

In 38,64 was sich gelíbt das gesólt sich ouch läßt die Willkür des Druckers nicht entscheiden, welches der beiden ge- Brant elidiert wissen wollte. Es liegt aber doch die Annahme nahe, daß er die weniger gebräuchliche alte Form gelibt (von lîben — lîp, Leib) hier mit Absicht setzte, um den Ton auf die einander in Antithese gegenüberstehenden Verba zu bringen.

6,66 disé verspielen rosz und róck.

Dies ist der einzige Fall, in dem Brant die unverkürzte Form dise (für Nom. Plur.) gebraucht. Er vermeidet hier offenbar die Betonung des ver-.

Auch die für Brants Sprachverhältnisse immerhin harte Inversion in

112,35/36 warumb er jn sym gmût hatt vil
entpfunden schmertz, und widerwill,

welche schmertz von seinem Adjektiv-Attribut „vil" trennt, ist wohl mit Rücksicht auf die Betonung gesetzt. Normal hieße Vers 36: schmertz und widerwill entpfunden; „und widerwill" mußte notwendig an das Versende wegen des Reims auf vil, und „schmertz" durfte im Auftakte nicht stehen, weil sonst die Vorsilbe ent- die erste Hebung zu tragen gehabt hätte. —

Den unumstößlichsten Beweis endlich für die Nichtberücksichtigung der Betonungsgesetze in den Dichtungen des 16. Jahrhunderts liefern die Kritiken und die zahlreichen Besserungsversuche der Grammatiker und Metriker des 16. und 17. Jahrhunderts bis nach Opitz. Ausführliche Arbeiten Höpfners[1]), Helms[2]), Minors[3]) u. a. machen ein näheres Eingehen auf diesen Punkt überflüssig.

---

[1]) Höpfner, Reformbestrebungen auf dem Gebiet der dt. Dichtung des 16. und 17. Jahrhs. Progr. Berlin 1866.

[2]) Siehe S. 3.

[3]) Siehe S. 51.

Endlich möchte ich noch einen Umstand anführen, der zwar nicht als direkter Beweis für alternierende Betonung gelten kann, der aber immerhin für die dichterische Art Brants von Interesse ist. In seiner Freidank-Übersetzung macht sich häufig eine wörtliche oder fast wörtliche Anlehnung Brants an die mhd. Vorlage bemerkbar, wenn diese schon vierhebig und alternierend gehalten ist, dreihebige Verse dagegen läßt er am liebsten ganz ausfallen, wenn er sie nicht durch Einschiebung eines Füllwortes vierhebig machen kann. Trochäischen Rhythmus ändert er oft durch eine Füllsilbe in den jambischen um. Einige Beispiele machen dies am deutlichsten:

fast völlig übereinstimmend:

Mittelhochdeutsch.	Brant.
87,2—5 [1]	S. 28b [2]
der karge dem schatze dienen muoz	Der karg dem Schatze dienen muss
und wirt im niemer sorgen buoz	Und wirdt jhm nimmer sorgen boͤsz
so ist der milte wol gemuot,	So ist der milte hochgemuth,
dem dienet schatz und ander guot.	Dem dient der schatz und ander Gut.
98,2/3	S. 30b
swer nieman wil ze friunde hân	Der niemandt wil zu Freunden han,
dem sol von rehte missegân.	Dem solls von rechtes ubel gan.

u. v. a.

Anlehnung mit Abänderung des Trochäischen Rhythmus:

95,4—9	S. 36b.
fúr durst mác niht bézzers sín	Fur durst mag gar nichts besser seyn,
dann wasser bier met unde wîn.	Dann Wasser, Bier, Medt oder Wein.
so ist auch guot für hungers nôt	So ist auch gut fuͤr hungers noth,
fleisch vische kaese unde brôt.	Fleisch, Fisch, darzu auch Kaͤss und Brodt.
swer diu zesamme bringen mac,	Wer die zusammen bringen mag,
dér hât wól froelîchen tác.	Der mag wohl hon froͤhliche tag.
96,23/24	S. 30b
swér an fríunde míssetuót	Wer eim Freund etwas ubels thut,
ze langer frist, daz ist niht guot.	Zu langer frist, das ist nicht gut.

u. v. a.

Anlehnung mit Abänderung der Dreihebigkeit in Vierhebigkeit:

70,2—5	S. 10b
man volget michel mêre	Ein jeder frommer volget mehr,
eins guoten mannes lêre	Eins guten frommen Mannes Lehr
dann zwelven die wol lêrent	Denn sonst zwolffen die fast wol lehren,
und selbe ir werc verkêrent.	Und durch jr werck jr wort verkeren.

[1] Wilhelm Grimm, Freidank, Göttingen 1860.
[2] Freidank von Seb. Brant, Frankfurt 1567.

180,17	S. 13a
durch dı́ner múoter ére	Durch deiner werten mutter ehr.
181,17—20	S. 13b
und uns dîn lîcham und dîn bluot gelíutere únd gereíne von sǘnden álgeméine.	Und uns dein Leichnam und dein Blut Mach lauter und von masen rein Von unsern Sünden all gemein.
47.18/19	S. 34b
die diebe sol man hâhen,	Den dieb sol man an stricken erhaben (!) [wohl für hahen]
die miuse in vallen vâhen.	Und die mauss mit mausfallen fahen

u. v. a.

LEBENSLAUF.

Am 14. Januar 1885 wurde ich, Paul Karl Max Claus, evangelischen Bekenntnisses, geboren zu Merseburg als Sohn des Obermusikmeisters Max Claus. Nach dem ersten Unterricht auf einer Privatschule zu Mülhausen i. Els. besuchte ich seit Herbst 1893 das Gymnasium daselbst, welches ich Herbst 1905 mit dem Zeugnis der Reife verließ. 1905/06 genügte ich meiner Militär-Dienstpflicht im 4. Badischen Infanterie-Regiment Prinz Wilhelm Nr. 112 in Mülhausen und bezog Wintersemester 1906 die Universität Straßburg zum Studium von Germanistik, Geschichte und Geographie. Ich besuchte dort die Vorlesungen und Übungen der Herren Professoren Baeumker, Bresslau, Dehio, Gerland, Henning, Holtzmann, Martin, Neumann, Polaczek, Rudolph, Sapper, Schultz, Spahn, Wiegand, Ziegler.

Allen meinen hochverehrten Lehrern sage ich an dieser Stelle meinen ehrerbietigsten Dank, vor allem Herrn Professor Dr. Martin, der vorliegende Arbeit angeregt hat, und den Herren Professoren Dr. Henning und Dr. Schultz, die mir bei der Abfassung der Arbeit mit Rat und Tat in liebenswürdigster Weise zur Seite gestanden haben.


Princeton University Library
32101 067184422



